



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neundwanzigster Jahrgang.

N^o. 36.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Graf Rübezahl.

Roman

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

XXV.

Das Deutsche Haus that sein Möglichstes! Ein Feuer brannte alsbald in dem Ofen, der eine große Hitze, aber auch jenen eigenthümlichen und sehr unangenehmen Geruch erzeugte, den Ofen gewöhnlich haben, die lange Zeit nicht geheizt wurden.

Dieser penetrante und die Brust beschwerende Dunst verbreitete sich in dem Paradeszimmer des ersten Stockes, welches auf einen Balkon hinausführte und rechts und links von einem Seitentabernakel flankirt war. Ein kleines Haus-

mädchen im Feierstaat (es war gerade Sonntag heute) deckte den runden Tisch, der Wirth trug selbst die Speisen auf.

Die beiden Fremden ertrugen alle diese kleinen Unannehmlichkeiten und verzehrten das Mahl hernach auf sehr verschiedene Weise: Frau von Montlet öffnete die etwas verquollene Balkenthüre und ließ frische Luft hereinströmen und aß hernach von den Speisen, welche einfach, aber gut bereitet waren, mit augenscheinlichem Appetit, während ihre Begleiterin, die Baronin, fortwährend in kindischen Klagen sich erging.

„Aber liebste, theuerste Judith — wohin in aller Welt führen Sie mich! — Sie wollen mich umbringen! — Diese Kälte hier!“ — Dann war es der Geruch und dann war es der Zug und endlich das Essen und das Klappern der Teller, und dabei lief sie in einer ewigen Unruhe mit kleinen Schritten hin und her, verdrehte die Augen, gestikulirte und minaudirte und aß hernach trotz alledem für Zwei, trank auch ganz wacker von dem Rothwein und dem Champagner, den Frau von Montlet bestellte, um sie zu beruhigen.

Zwischen durch warf sie immer wieder forschende und bittende Blicke auf ihre schöne Freundin, welche mit vieler Geduld, aber ohne auf ihre Klagen einzugehen, ihr Wesen ertrug. Alle jene Klagen hatten nämlich die Nebenabsicht, ihre Freundin zum Sprechen zu bringen, denn häufig mischte sie die Frage mit ein: „Und wozu das Alles?“ Sie schilderte dann das Opfer, welches sie blindlings brachte und das ihr mindestens eine wochenlange Unpäßlichkeit eintragen würde; als aber der Champagner erst seine Wirkung zu äußern begann, wurde sie deutlicher: sie sah ihrer Freundin bittend in die Augen, legte ihre Hand auf deren Arm, oder sie stieß mit ihr an, blinzelte listig und begehrlieh mit den schmeichlerischen Augen und brachte ein kurzes, drängendes: „Na!“ hervor. „Nun, — so reden Sie doch, Liebste.“

Sie war ihrem Neuzug nach keine üble Frau, die Baronin, von zierlichem Wuchs und hübschen, wenn auch kleinen Zügen, aber der Eindruck, welchen ihre Persönlichkeit hervorbrachte, war kein angenehmer, trotz alledem, es



Einzug des Prinzen Wilhelm und der Prinzess Victoria Augusta in Potsdam. (S. 426.)

lag etwas Falsches, Kagenfreundliches in ihrem Blick, etwas Verschwonnenes, Charakterloses in ihrem ganzen Wesen, auch ihre Sprache berührte das Ohr auf die Dauer sehr unangenehm.

Frau von Montlet fertigte die Neugierige bald mit einem Stutzen, bald mit einem kurzen Worte ab. Sie schien sich vorgenommen zu haben, das Alles nicht zu bemerken. Sie entwickelte sogar einige gute Laune in der Art und Weise, wie sie deren Angriffe zurückschlug. Zwischen durch unterhielt sie sich lebhaft mit dem Wirth. Diese Unterhaltung enthielt gewissermaßen eine Antwort auf der Freundin Fragen, wurde aber seltsamerweise von Jener nicht verstanden.

Sie erkundigte sich nämlich nach den dortigen Verhältnissen, indem sie durchleuchtete, daß sie unter Umständen nicht abgeneigt wäre, sich hier anzukufen. Sie fragte nach der Lebhaftigkeit der Frequenz, nach den Boden- und Baupreisen und nahm die Auseinandersetzungen des Wirthes mit großer Aufmerksamkeit entgegen, durchaus geschäftsmäßig. Sie erkundigte sich dann noch mit ganz besonderem Interesse nach den Familien, welche hier ansäßig wären, nach den Preisen und nach den hervorragenden Fremden der vorigen Saison.

Die Baronin saß währenddessen wie auf Kohlen, ganz pifft, zuletzt drehte sie nervös die kostbaren Ringe an ihren Fingern bald nach rechts, bald nach links; sie glaubte von der ganzen Geschichte kein Wort, sie war fest überzeugt, daß ganz andere Beweggründe ihre Freundin hierher führten. Endlich, nach dem Dessert, entfernte sich der Wirth, die Frauen blieben allein. Nun wurde zuerst ein wenig geschmolzt, dann kamen Vorwürfe und endlich nach dem zweiten Glase ging man direkt auf's Ziel, — man hatte sich Courage getrunken.

„Wie können Sie nur so grausam sein?“ begann die Baronin mit einem Wiegen des Köpfchens. „Ich bitte Sie, Theuerste, — den armen Menschen so zum Besten zu haben.“

Das große, strahlende Auge der Frau von Montlet richtete sich mit einem Ausdruck der Frage auf ihr Gesicht. „Ich verstehe Sie nicht, Hannah. — Weshalb bin ich grausam?“ versetzte sie ruhig.

Jene zuckte die Achseln und wurde roth vor Aerger.

„Nun, — und mit mir machen Sie es nicht besser, wie ich sehe, trotzdem ich Ihre treueste und beste Freundin bin und trotzdem ich Ihnen das Opfer brachte, Sie bei diesem Wetter in diese Wüstenei zu begleiten!“

Ihre Stimme wurde ganz weinerlich zuletzt. „Ein Fieber ist das Mindeste, was ich mir hole, meine armen Füße sind wie Eis!“

Dabei that sie einen tüchtigen Zug aus ihrem Glase.

„Sie wollen mir doch nicht etwa weismachen, daß Sie ernstlich die Absicht haben, sich hier anzukufen: ... in dieser Ginde?“

„Im Sommer, wenn Alles grün ist, muß es hier sehr angenehm sein,“ versetzte die Baronin mit einem etwas malitiosen Blick und tauchte dann gemächlich ein Stück Biscuit in ihren Wein.

„Sie sind abscheulich! Sie spielen mit mir Komödie, Judith, aber ich durchschaue Sie, — ich bin Ihnen zu schlau. O! mich betrügt man nicht so leicht, als Sie glauben! — Sie wollen sich ein wenig vermessen lassen — Sie verstecken sich vor ihm. — Sehen Sie, wie Sie erröthen!“

Sie schlug eine helle, kleine Fackel auf und klatschte in die Hände. Sie warf in ihrer Lebhaftigkeit das Champagnerglas um, dessen Inhalt sich über das Tisch Tuch ergoß.

„Vous débutez avec des belles bêtises, ma chère,“ versetzte Frau von Montlet sarkastisch, aber allerdings fand sich ein verrätherisches Roth auf ihren Wangen ein und verbreitete sich von dort aus über den schönen vollen Hals, der aus einer breiten Rüsche hervorsah, auch lag eine ebenso verrätherische Wölke auf ihrer Stirn.

„O, wie schade!“ rief zu derselben Zeit die Baronin und hob ihr Glas auf. „Gottlob, es ist ganz ... wäre es entzwei gegangen, so bedeutete das ein Unglück!“

„Des bêtises!“ sprach sie dann, sich verlegt stellend, „wie höflich, Liebste! — Aber wer sich ereifert, hat allemal Unrecht.“

„Bei Ihnen heißt's: Kinder und Narren sprechen immer die Wahrheit — nicht wahr?“

„Kind oder Narr, wie Sie wollen, Judith, aber die Wahrheit hören sollen Sie doch. — Ich will's Ihnen sagen, wie es steht! — Erst koudierte eine Weile lang Konstantin mit Ihnen — und ich weiß auch weshalb — und nun er zu Kreuze froh und die Hand küßt, welche die Ruthe führt, da thun Sie's ihm nach und spielen mit dem Schächer Verstecken.“

„Wohl möglich!“ versetzte Frau von Montlet mit einem undefinirbaren Lächeln und erhob sich.

„Nun fragt es sich nur bei dieser kleinen Komödie, wünscht man gefunden zu werden oder nicht?“ fuhr Jene etwas triumphirend fort. „Sie haben ihn damals schlimm genug zerzaust, gerade dort drüben in dem häßlichen Wirthshause, weil er anfang von alten Zeiten zu sprechen und von einer ländlichen Schönen schwärmte hier aus der Gegend, um sich für Ihre Kälte zu rächen.“

„Wie schlau Sie sind, Hannah,“ sprach ihre Freundin lächelnd und trat hinaus auf den Balkon.

XXVI.

Das Wetter war nicht gerade schlecht, eine gewisse Sonntagsonnabendruhe lag über der ganzen Natur.

Mit einem kleinen Gähnen erklärte Frau von Montlet ihre Absicht, sowie der Kaffee getrunken wäre, auszugehen.

Die Baronin von Zehren hatte sich vor einer Minute erst auf dem Sopha zu einem kleinen Schlummer eingerichtet; sie hatte jetzt neuen Grund zur Klage und schalt über Tyrannei.

„Sie brauchen ja nicht mitzugehen,“ versetzte ihre Freundin ruhig und klingelte.

„Den Kaffee!“ befahl sie.

„Sie wollen mich also ernstlich erzürnen!“ rief Jene, sich aufrichtend und auf Frau von Montlet zugehend. „Mich hier allein lassen? — O! — Sie wären es im Stande.“

„Mon dieu, — Sie schreien ja über Gewalt! — Sie selbst sind die größte Tyrannin von uns Beiden, meine Liebe. Sie sind eigenwillig wie ein Kind. — Glauben Sie, daß ich zu meinem Vergnügen diese Reise unternahm? — Ich muß mir Land ansehen.“

„Aber wirklich, ich begreife Sie nicht ...“ Die Dame sprach den angefangenen Satz nicht aus, denn das Hausmädchen brachte den Kaffee herein.

Gleich hinter ihr folgte der Wirth.

„Um Vergebung, Madame, — wenn Sie sich nach dem Werthe der Baupläze eingehender erkundigen wollen, unten ist Jemand, der Ihnen genaue Auskunft geben kann.“

Frau von Montlet richtete ihr großes, sprechendes Auge auf den Wirth.

„Lassen Sie ihn gefälligst heraufkommen,“ versetzte sie. Dann fiel ihr Blick auf die Baronin, welche schon wieder ein schiefes Gesicht machte. „Der, warten Sie, ich beabsichtige gleich selbst herunter zu kommen; vielleicht begleitet mich jener Ortskundige auf einem kleinen Spaziergange.“

„Ganz gewiß, Madame. Ich werde ihm auftragen, sich bereit zu halten.“

„Und wer ist er?“

„Ein gewisser Magister Erbe. Er hat dort unten am Wasser eine Besitzung. Ein Mann von Bildung, Madame, obgleich nicht eben in einer glücklichen Lebenslage. Er war einige Jahre Lehrer hier im Orte, jetzt ist er eine Art von Kommissionsär.“

„Jener Schwarzgekleidete etwa, der vor wenigen Minuten erst in's Haus trat?“

„Derselbe. Wie gesagt, er war eine Weile Lehrer hier und ließ sich dann pensioniren. Ein unterrichteter Mann.“

Der fragende Blick der Frau von Montlet blieb noch auf dem Antlitze des Wirthes ruhen.

„Ich glaube, daß er seine eigene Besitzung jetzt gerade billig verkaufen würde.“

„Warum das, mein Herr?“

„Je nun, Madame ... er hat Pech gehabt. — Vielleicht sagt er es Ihnen selbst.“

Ehe noch die Baronin sich einmischen konnte, deren Neugierde augenblicklich erwachte, als jenes etwas drastische Wort ihr Ohr traf, machte Frau von Montlet eine kleine Geste mit der Hand und sprach:

„Ich bitte jenen Herrn Erbe, einige Minuten auf mich zu warten.“

„Wissen Sie, was ich glaube,“ sagte die Baronin mit einem gewissen Aufschlage der Augen und indem sie lebhaft auf ihre Freundin zutrippelte. — „Das ist sicher jener lange, unheimliche Mensch, der uns heute Morgen begegnete, als wir von der Eisenbahn kamen und der so froh nach meinen armen Füßen schielte. — Ich glaube, es ist besser, Sie gehen nicht allein mit ihm hier in dieser Wildniß spazieren, Theuerste! Ich halte es für meine Pflicht, Sie zu begleiten.“

„Wie Sie wollen, Hannah!“ versetzte Frau von Montlet mit demselben ruhigen Sarkasmus, den wir schon einige Male an ihr bemerkten.

Sie schenkte sich Kaffee ein und trank denselben gelassen, während die kleine Baronin ohne Unterlaß auf sie eintredete und gestikulirte. — Jene schien deren Worte gar nicht zu vernehmen, so nachdenklich und ernst schaute sie in ihre Tasse. — Sie trat dann einen Augenblick an das Fenster und sah hinaus in die graue, von einem leichten Dunste erfüllte Luft. — Es lag etwas wie Sorge oder Jörn jetzt auf ihrer weißen Stirn, und um ihren kleinen äppigen Mund legte sich ein entschlossener Zug.

Es waren seltsame Augen, die jener Frau von Montlet, große braune Sammetaugen, strahlend und klug, welche sehr verbindlich blicken konnten, schmeichelnd sogar, wenn es sein mußte, welche aber ebenso leicht etwas Imponirendes, festes im Ausdruck annahmen. Diese letztere Nuance spielte dann leicht in das Dreiste oder Sarkastische hinüber; — etwas Rücksichtsloses, Gewaltthames blühte bisweilen aus diesen Sternen; ward ihr Jörn aber erregt, oder wurde sie herausgefordert, dann schaute dieses schöne Auge kalt wie Stahl, Härte, selbst Grausamkeit lauerten dann im Hintergrunde desselben. Auch ihre sonst so schönen, regelmäßigen Züge bekamen dann einen harten, abstoßenden Ausdruck, und ihre für gewöhnlich so wohlklingende Stimme wurde schneidend, verletzte das Ohr. — Wer jene Fremde aufmerksam beobachtete, der begriff, welche eine gefährliche und rücksichtslose Gegnerin sie sein mußte, der ahnte hinter dem Firnis und der schönen Außenseite die gemeine Natur der Abenteuerin.

Ihre langgestreckten weißen Hände trommelten eine Weile kaum hörbar gegen die Schenkel.

„Wer war es doch, der damals den Ritt in diese Ge-

gend hier in Vorschlag brachte?“ frug sie, plötzlich inne haltend, ohne sich umzudrehen.

„Aber, meine Liebe, das war ja niemand Anderes wie Er selbst,“ versetzte die Baronin lebhaft.

„Er? — welcher Er?“

„Nun, Konstantin natürlich! — Die Anderen neckten ihn, er hatte ihnen Allerhand vorgeschwärmt. Ich erinnere mich, daß der dicke Kurt ihm zur Last legte, er hätte hier in der Wildniß auf einer Studienreise eine junge ländliche Schönheit verführt. — Sie wissen das ja ebenso gut wie ich, liebste Judith, Sie wußten ja damals sogar den Namen.“

„Den Namen weiß ich auch heute noch,“ versetzte Jene trocken.

„Nun — sehen Sie wohl, Konstantin war es, der es anstiftete, und der Graf und die Anderen behaupteten, wir müßten ihn zu seiner Jungfer Liebsten führen. Wir wollten uns diese und die neue Quelle hier ansehen und hernach wurde er böse und litt es nicht. Erst hatte er renommirt und wie es dazu kam, war es nur gewesen, um Sie zu ärgern, Liebste. — Sie wissen das recht gut; er begann sogar einen häßlichen Streit deshalb.“

„Ganz recht — ganz recht, Hannah. Sie haben ein gutes Gedächtniß — jetzt fällt mir das Alles wieder ein.“

Frau von Montlet wandte sich langsam herum, trat vor den Spiegel und setzte sich den Hut auf.

„Soll ich vielleicht eine Zeile an ihn schreiben?“ frug die Baronin, kagenfreundlich an sie herantretend und ihre Hand schmeichelnd auf ihre Schulter legend.

„Daß Sie es sich nicht unterstehen!“ rief Jene mit einem sprühenden Zornesblik und wandte ihr hastig ihr Antlitz zu.

„Mein Gott, wie Sie mich erschrecken!“ klagte die Baronin und lief davon.

„Ich will nicht, daß irgend Jemand etwas weiß von meinen Absichten,“ fuhr Frau von Montlet nach einer kleinen Weile etwas sanfter fort. „Es soll eine Ueberraschung sein, ich rechne daher ganz bestimmt auf Ihre vollste Diskretion.“

Die Baronin erwiderte nichts, sie machte sich schmelzend reisefertig und beide Damen verließen darauf das Zimmer. Unten im Hausflur fanden sie den Wirth und den Magister Erbe, von letzterem begleitet begaben sich die beiden Frauen hinaus in's Freie.

XXVII.

Sie schritten zuerst neben einander den Kai entlang, weiterhin ging der Magister ein wenig voraus und die Damen hinterdrein, und nach noch etlichen Minuten war Frau von Montlet neben der schwarzen flatternden Gestalt und arbeitete sich tapfer durch den Schmutz, während ein ganzes Stück hinter ihnen die Baronin mit sehr erhöhtem Gesicht hülflos zwischen den einzelnen Pfählen und schlechten Stellen herumtrippelte und die Heiterkeit der Burschen und Mädchen erregte, welche auf eben jener Straße ihre Sonntagspromenade machten. Uebrigens schauten jene Spaziergänger auch mit einigem Erstaunen zu den beiden Anderen hinüber. Wie kam es, daß der Magister, der doch eben erst aus dem Kreisgerichtesgefängniß entlassen worden war, mit so vornehmen Damen ging? An dem Schmutz nahm hier zu Lande Niemand Anstoß, aber das Sitzen war doch immerhin ein wenig despektirlich. — Jene Fremden bemerkten hievon nichts.

Frau von Montlet hatte bald entdeckt, daß ihr der Zufall hier ein geeignetes Werkzeug für ihre Pläne in die Hand spielte. — Die Naivität ihrer guten Freundin war ihr dabei ein wenig zu Hülfe gekommen: kaum nämlich hatte sich der Magister Erbe vorhin zu ihnen gesellt, als Jene auch schon, verführt durch seine schwarze Kleidung, seine fahle Leichenbittermiene und die Aeußerung des Wirthes, er hätte Pech gehabt, mit der Frage debütierte:

„Sie haben wohl einen Verlust in Ihrer Familie gehabt, lieber Mann?“

Der Magister warf ihr einen kurzen, etwas galligen Blick zu, denn das herablassend gesprochene „Lieber Mann“ verdroß ihn ungemein, und bewegte mißbilligend den Kopf. „Dieses ist ein unmaßgeblicher Irrthum Ihrerseits,“ erwiderte er, das vieredige Kinn steif in die Binde steckend, „sintemalen ich ohne jede Familie in der Welt bestehe.“

Frau von Montlet warf einen etwas schadenfrohen Blick auf ihre also abgefertigte, vorlaute Freundin und demnächst einen zweiten, mehr forschenden auf den Magister.

Dieser Mann, in seiner ganzen äußeren Erscheinung und in seiner Art zu sprechen, war unzweifelhaft ein Original. Sie bemerkte auch mit feinem Gefühl, daß seine Eitelkeit leicht verletzt war, und begann sogleich auf diese Schwäche zu zielen.

„Der Wirth hat mir Hoffnung gemacht, Herr Magister, daß Sie die Güte haben würden, mich durch Ihren guten Rath zu unterstützen,“ hub sie mit ausgesuchter Höflichkeit an. Dabei übersog ihr kluges Auge mit einem schnellen Blicke die ganze ungeschlachte Figur in den sadenischeligen, offenbar von Bauernhand gemachten Kleidern. Ihr entgingen nicht die groben, rindsledernen Stiefeln, nicht die kurze, fettig scheinende Weste mit der silbernen Uhrkette und das hoch hinaufreichende, in altmodischer Weise um den Hals geschlungene Wollentuch. — Ihr Auge blieb zuletzt an dem fahlgelben, unangenehmen Gesichte des Mannes haften, das sich zu einem halben Grinsen verzog bei den süßen Worten der schönen Dame. In seinem

kleinen, lebhaften, weit auseinander stehenden Augen lag ein bewundernder Schein. Herr Erbe hatte einen Blick für Frauenreize und während Jene ihn musterte, betrachtete er sie auf seine Weise.

Er machte eine Art halber Verbeugung und fuhr dann mit der Rechten durch die Luft.

„Ich werde die Ehre haben, meine Dame,“ erwiderte er mit großem Pathos, „wenn Sie die Güte haben wollen, mir zu folgen. Der Wirth vom Deutschen Hause hat mich sozusagen von Ihren Absichten bereits unterrichtet: Sie wünschen Baupläne zu besehen.“

„Ganz richtig und ich vertraue mich Ihrer Kenntniß über die hiesigen Verhältnisse gern an.“

„Das dürfen Sie unbedingt, meine Dame,“ intemalen sich mit denselben, wie wenig andere Leute hierorts, ohne mich dessen gerade rühmen zu wollen, bekannt bin. Sie müssen nämlich wissen, meine Dame, daß die Preise im vorigen Jahre durch die Greuel der Revolution sehr heruntergegangen sind. Ich, unmaßgeblich, gehöre zu den Leuten, welche dieses Aufsteigen gegen die Obrigkeit für eine Ruthe des Himmels ansehen, denn sozusagen ist es heute nicht viel besser hier als in Sodom und Gomorrah. Schwefel und Pech müßten vom Himmel herab regnen! — Was gafft ihr da, ihr Rangen?“

Einige Buben, welche die Neugierde näher herzu getrieben hatte, prallten erschrocken zurück, drückten sich gegen ein Stück zur Seite und rannten dann mit einem Male davon, als ob ihnen der Kopf brennte.

„Dieses Ottergezücht!“ grollte der Magister hinterdrein und schüttelte die Faust.

Er sah wirklich aus wie ein böser Geist und um so mehr, als er niemals eine Kopfbedeckung trug und seine langen, ergrauenden Haarsträhnen, vom Winde gehoben, jetzt wie eine Mähne ihn umflatterten.

Um den kleinen Mund der Frau von Montlet spielte einen Augenblick lang ein Lächeln, sie wurde aber plötzlich wieder ernst.

„Dann sind Sie also keiner von den rothen Leuten, welche die Welt umstürzen wollen?“ fragte hier die Baronin, welche mit aller Mühe jenes Paar, das einen Augenblick stehen geblieben war, wieder erreichte.

„Que vous êtes bête, ma chère! — Finissez donc!“ sprach Frau von Montlet nachdrücklich zu der kindischen Frau. „Meine Freundin scherzt nur, Herr Erbe,“ fügte sie schnell entschuldigend hinzu.

Aber schon war es zu spät. — Die hellste Entrüstung sprach aus dem tief getränkten Magister, jene Frage hatte seine empfindlichste Stelle getroffen.

„Ich — ein Nothher!“ erwiderte er sich schüttelnd. —

„Nun, meine Dame, Sie sind sozusagen eine Fremde hier, sonst würden Sie im Zusammenhange mit meiner Person so etwas niemals gesagt haben. Ich gehöre nicht zu jenen Schurken und Maulhelden, — hier drinnen schlägt ein loyales Herz; für meinen König lasse ich mein Blut! — Ja, darin bin ich ein Nothher!“

„Ich weiß nicht, zu welcher Farbe Sie gehören,“ setzte er anzüglich hinzu und warf einen falschen, stehenden Blick auf die kleine, erschrockene Frau, „aber ich gehöre zum Freuenverein!“

„Es freut mich, die zu hören,“ versetzte Frau von Montlet schnell. „Ich achte und theile diese Gesinnungen, um so lieber werde ich nun Ihrem Rathe folgen.“

„Sie achten sie! — Ich danke Ihnen! — Es ist doch sozusagen etwas bei den vielen Demüthigungen!“ rief der Magister mit Pathos und schlug sich drohend vor die Brust. „Das ist eine Anerkennung aus schönem Munde, meine Dame,“ fuhr er bitter fort, „da oben freilich, da denken sie anders. — Die Polen ließen sie laufen am achtzehnten März aus dem Moabiters Zellengefängniß, die Mörder wurden amnestirt, aber treue Herzen steckten man hinter Schloß und Riegel eines unwürdigen Verdachtes wegen. — O! es ist eine böse Zeit. . . eine verderbte Zeit!“

„Und Sie sagten vorhin, daß die Preise heruntergingen in Folge der Zeitläufte?“ lenkte Frau von Montlet wieder ein.

„Ja, — sie litten schwere Einbuße, denn die Residenzler und die Fremden blieben uns sozusagen fern, meine Dame,“ erwiderte der Magister etwas ruhiger. Mit einem Schwunge seines langen Armes hob er die Hand und fuhr sich pathetisch durch die Haare. „Wenn die Ruthe in den besseren Lagen bis dato mit zwanzig, auch wohl zweiundzwanzig Thalern bezahlt wurde, so ging der Preis seitdem um ein Erstreckliches herunter und stellt sich jetzt auf zehn bis fünfzehn Prozent billiger. Etliche der Villen gingen im ersten Schreden sozusagen für ein Butterbrot in andere Hände, das drückte die Preise und viele Leute hatten harte Einbuße, intemalen, wie erwähnt, der Gottessegen ausblieb.“

Frau von Montlet schaute sich um; sie hatten bereits wieder einen Vorsprung vor der Baronin und dieser vergrößerte sich.

„Welches ist Ihr Grundstück?“ fragte sie.

„Dort, meine Dame. . . Sie verzeihen, ich weiß Ihren Namen nicht und ob ich Ihnen die rechte Ehre erweise.“

„Ich heiße von Berg — mein Mann ist Offizier.“

„Ah! — Ich danke für die Gunst, gnädige Frau. — Da drüben das ist unmaßgeblich meine schlichte Behausung.“

Er deutete hinüber nach dem Stromufer.

„Sehr schön gelegen; hart am Wasser. — In der That sehr hübsch! — Sie sind schon lange hier in der Gegend, Herr Magister?“

„Seit an die fünfzehn Jahre nun schon und darüber.“

„Und kennen alle Leute umgewandelt in der Umgegend?“

„Ihnen aufzuwarten — ich bin mit allen Personen und Verhältnissen hier genau vertraut, ohne mich dessen zu rühmen.“

„Ich kam im vorigen Spätjahr mit etlichen Bekannten hier einmal durch. Der Reiz der Gegend brachte mich auf den Gedanken, mir hier einen Sommeraufenthalt zu gründen.“

Herr Erbe nickte zustimmend.

„Dies ist der Weg nach Ihrem Hause? — Ich folge Ihnen.“

Die Dame nahm ihr Oberkleid ein wenig höher herauf und ging mit festen Schritten auf ihren auffallend kleinen und wohlgeformten Füßen hinter dem Magister drein.

„Der vorige Sommer also brachte Ihnen wenig Fremde?“ begann sie weiter zu fragen und verwickelte Jenen in ein langes Gespräch, welches noch nicht beendet war, als sie das einstöckige Haus erreichten hart am Strome.

„Dieses ist meine Hütte — darf ich bitten, sie mit Ihrer Gegenwart zu beehren? — Aber ich bemerke, daß die andere Dame umgekehrt ist.“

„Lassen Sie sie. Ich kann unser Geschäft auch ohne sie besprechen.“

Ein „Salve!“ stand über der niederen Thüre mit schwarzer Lackfarbe geschrieben. In dem Rahmen derselben zeigte sich eine Magd, ein derbes junges Frauenzimmer, mit rothem Rock und rothem Kopftuch. Sie richtete ihre glänzenden schwarzen Augen voller Staunen auf die schöne Fremde, schob die bloßen Arme unter die Schürze und verzog ihren Mund zu einem verlegenen Lächeln, welches zwei Reihen tadelloser Zähne entblöhte.

„Was steht Du da, Katharine? — Hast Du während dessen alle Lebensart eingebüßt!“ schalt der Magister, und mit einer einladenden Schwenkung der Hand bat er nochmals, näher zu treten.

Katharine machte einen linkschen Knix, als die Dame an ihr vorüberschritt, ihre Schönheit machte einen fast erstarrten Eindruck auf das Gemüth der Dirne.

„Sie müssen entschuldigen, wenn Sie nicht Alles so finden, wie es sein sollte in meinen einfachen Räumen (er schloß die Thüre der Wohnstube auf), aber ich war gezwungenermaßen sozusagen eine Weile abwesend. — Ich bitte indessen Platz zu nehmen.“

„Sie waren verreist?“

„Das ganze Gesicht des Mannes verzog sich zu einem häßlichen, ingrinnigen Lachen.“

„Nun ja, gewissermaßen verreist, gnädige Frau. Wie man es nehmen will. — Erfahren werden Sie's ja doch. . . ich saß nämlich hinter eisernen Gardinen.“

„Mein Gott!“ rief Frau von Montlet erschrocken und erhob sich schnell.

„Sie dürfen sich nicht fürchten, schöne Dame, — ich saß wegen eines unwürdigen Verdachtes. — Einen treuen Mann nahmen sie gefangen, die Schergen, und jene Polen und Franzosen ließen sie laufen. . . Sie sagten, ich wäre ein Schmuggler, Madame, und setzten mir zu mit Fragen und Mengstigungen, aber sie konnten mir nichts beweisen.“

Frau von Montlet nahm langsam wieder Platz.

„Wie bedauere ich Sie!“ sprach sie, ihn aufmerksam anschauend.

„Das ist das rechte Wort, — ja, zu bedauern bin ich, denn ich litt sozusagen unschuldig. — Drei lange Monate saß ich in dem finstern Kerker um meiner Leichtgläubigkeit willen. Besser unschuldig wie schuldig leiden!“ rief er mit Ingrimm und erhob den schwarzen Arm.

Mit wachsendem Erstaunen betrachtete ihn die Dame.

„Aber wie ist das möglich?“ fragte sie. „Sie ein Schmuggler?“

„Wie das möglich ist?“ grollte Jener und trat einen Schritt näher heran. „Was wäre nicht möglich in dieser verderbten Zeit, wo sozusagen der Teufel am hellen Tage umhergeht? — Hören Sie, fremde Dame — fremd wohl, aber Vertrauen einflößend.“

Er dämpfte seine Stimme und lehnte sich gegen den plumpen, mit allerhand Skripturen bedeckten Tisch.

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß in dieser Gegend hier, so nahe der Grenze, das Paskertwesen ganz besonders im Schwange ist. — Nun, seit langen Jahren geht dieses Uebel hier gewissermaßen unbehelligt seinen Gang. — ja, man könnte sozusagen unmaßgeblich behaupten, daß die halbe Bevölkerung hier herum vom Schmuggel lebt. — Diese Hände hier sind rein von unrechtem Gute, ich bin ein Jäger und Fischer — aber was nützte es mir? Wenn der Mensch zum Unglück geboren ist, dann schlägt Alles zum Uebeln aus! . . . Sehen Sie, schöne Dame — im vorigen Jahre nämlich, in dieser Zeit der Zuchtlosigkeit und Verderbnis, da ging jenes Wesen an der Grenze ganz besonders stark. . . große Vermögen wurden dabei gewonnen von Einzelnen, welche unentdeckt blieben. Alle hatten ihre Hände darin — ich allein mußte büßen für die Schuld anderer Menschen und für meine eigene Leichtgläubigkeit!“

„Das bedauere ich außerordentlich, Herr Magister.“

„Dort drüben,“ fuhr der alte Heuchler fort, „Sie sehen von hier die Spitzen des Daches — der Hirschen-thaler Hof heißt das alte Haus — da wohnt Herr Steinau — ein heruntergekommener Edelmann.“

„Ah! Steinau!“ rief Frau von Montlet etwas unvorsichtig.

„Sie kennen ihn?“ fragte der Magister, plötzlich vorsichtig innehaltend und eine reservirte Miene annehmend.

„Ich meine den Namen schon einmal früher gehört zu haben; — ich glaube sogar von einem Bekannten. Sind nicht häufig Maler hier im Sommer, und hat jener Monsieur Steinau nicht eine Tochter?“

„Maler, — ganz recht, gnädige Frau, die haben wir alle Jahre hier und die verkehrten früher häufig dort,“ versetzte Herr Erbe etwas beruhigter. „Eben jener Herr Steinau war es, ein übrigens sonst durchaus achtungswerther Mann, wenn auch in beschränkten Verhältnissen gewissermaßen, durch welchen ich mit einem jungen Menschen im vorigen Jahre bekannt wurde, der, hier die Jagd zu pachten vorgehend, in diese Gegend gekommen war. — Ich öffnete ihm mein Haus und kam durch ihn in's Unglück.“

Die Augen der Zuhörerin funkelten, sie zeigte ein erhöhtes Interesse.

„Jene junge Dame ist sehr hübsch? . . .“ fragte sie listig, ihre Bewegung hinter dieser Frage versteckend.

Der galante Magister sah aus, als wollte er der Fragerin ein großes Kompliment machen.

„Je nun. . . wie man's nimmt,“ erwiderte er mit einer seiner großartigen Handschwenkungen und richtete seine Augen auf Frau von Montlet in einer nicht mißzuverstehenden Weise. „Fräulein Gretchen ist sozusagen eine mehr ländliche Schönheit, meine Dame. . . einfach, aber recht wohl anzuschauen.“

Frau von Montlet lächelte — sie verstand.

„Sie ist noch sehr jung?“

„So an die Zwanzig gewissermaßen, — mehr wohl nicht.“

„Und jener junge Mann, — er kam wegen der Jagd?“

„Herrn Rauben meinen Sie, meine Dame?“

„Rauben?“ fragte Frau von Montlet mit weit geöffneten Augen, „der Name ist mir unbekannt.“

Sie schüttelte mit dem Kopfe und lehnte sich bequemer in den hölzernen Stuhl zurück.

„Das war er mit sozusagen damals auch, aber da Herr Steinau ihn mir zuführte und es ein gebildeter und lebenswürdiger junger Herr war, mit einschmeichelnden Manieren ausgestattet und gewissermaßen sympathisch wirkend, so nahm ich ihn arglos in mein Haus.“

„Er wohnte hier? — Seit wann? — Ich wittere einen Roman.“

„Nun, es war ja wohl im Herbst, als er kam, damals war nämlich der Termin für die Wigenhauser Gemartung, und es wunderte mich ja gleich, meine Dame, daß jener Fremde zu einer Zeit die Jagd hier pachtete, wo gewissermaßen die Bauern in hellen Haufen sozusagen nicht das Kind schonten im Mutterleibe, sondern am hellen Tage Alles niederknallten, was ihnen vor die Klinte kam. Hätte jener Herr Rauben nicht eine gar so empfehlenswerthe Außenseite gehabt, mir wäre das gleich verdächtig gewesen, denn wie Sie wissen müssen, man sieht Vieleslei an der Grenze, gnädige Frau — viele Leute kommen hieher.“

„Das glaube ich wohl. — Und jener Herr Rauben, was beabsichtigte er eigentlich?“

„Nun — um es gewissermaßen in ein Wort zu fassen — er war leider ein Erzschmuggler!“ erwiderte der Magister mit Nachdruck, „und die Liebe spielte nur so nebenbei.“

„Ei — ei! — Und seit dem Herbst also wohnte er hier bei Ihnen?“

„Nun, — so was man sagt, wohnen gerade that er hier nicht. Er hatte nur oben die beiden Erkerzimmer zu einem vereinbarten Preise von mir erhalten und kam und ging nach seinem Belieben, wie das Geschäft es so mit sich brachte. — O! Der trieb es im Großen, meine Dame, — hätte ich das damals geahnt!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Werkstatt des Bildhauers.

(Nachdruck verboten.)

Die Bildhauerei oder Skulptur macht es sich zur Aufgabe, schöne Gebilde in harten Stoffen zu fertigen. Das edelste Material für die Bildhauerei ist der Marmor; außerdem seiner Sandstein und Lindenholz. Ist ein roher Block aufgerichtet, um daraus eine Figur herzustellen, so besteht technisch die nicht leichte Aufgabe des Bildhauers darin, daß er von dem Blöcke alles dasjenige wegnimmt, was derselbe mehr enthält als die Figur. Dieses Wegnehmen geschieht hauptsächlich mittelst Hammer und Meißel; es kann aber, wenn einmal zu viel weggewonnen worden ist, nicht wieder daran gesetzt werden, und so muß dieses Wegnehmen mit äußerster Vorsicht geschehen; vor allen Dingen ist es deshalb erforderlich, daß dem Bildhauer klar sei, wie die Figur werden soll, bevor er mit diesem Ausmeißeln beginnt; um sich aber klar zu machen über seine Figur, hat er noch allerlei wichtige Vorarbeiten nöthig; er könnte seine Figur zeichnen, doch würde er dadurch nur die Ansicht derselben von einer Seite aus gesehen erhalten; er zieht es deshalb vor, aus weichem Stoff (wie nasser Thon oder Wachs) ein vollrundes Modell herzustellen, und genießt bei diesem Material die Annehmlichkeit, daß er zu sehen und wegnehmen kann.

Diese Kunstgebilde in weichem Stoff zu fertigen, nennt man Plastik, und wird dieselbe nicht allein von dem Bildhauer, sondern auch vom Erzgießer, Goldschmied, Steinbildhauer, Graveur, Zinkgießer u. dgl. geübt, weshalb man alle diese Künste in das Gebiet der Plastik rechnet.

Für kleinere Arbeiten bedient man sich hierzu gewöhnlich des Wachses; für größere ist nasser Thon geeigneter; zwar hat letzterer die unangenehme Eigenschaft, daß er über der Arbeit all-



In Gedanken. Nach einem Gemälde von Emily Mary.

mäßig trocken und hart wird; um dieses zu verhüten, besprüht man jedesmal nach der Arbeit das Modell mit Wasser und behängt es dann mit feuchten Tüchern, wodurch man dasselbe lange Zeit in bearbeitungsfähigem Zustand erhalten kann.

Ist das Modell in Thon vollendet und sollte nun mit der Arbeit in Stein begonnen werden, so müßten an diesem Modell

mit Leichtigkeit die Masse entnommen werden können, um auf den harten Stein übertragen zu werden; so lange aber der Thon naß und weich ist, würde man das Modell durch diese Arbeit ganz ruinieren, und läßt man das Thonmodell trocken und hart werden, so entstehen an demselben Risse, auch verzieht sich Manches, so daß häufig ein Modell, welches im nassen Zustande durch seine

den, und zwar pflegt man da die Figur zuerst nackt und dann das Gewand etc. zu bilden.

Ein Thonmodell von Lebensgröße, also fünf bis sechs Fuß hoch, aufzubauen, ist übrigens keine einfache Arbeit, denn schon an einer drei Fuß hohen Thonfigur wiegt ein Arm zehn Pfund und an einer Figur von sechs Fuß Höhe bei doppelter Länge

Schönheit erfreute, nachdem es getrocknet ist, zu einem wahren Götterbild geworden.

Um also seinen Zweck zu erreichen, muß der Bildhauer, sobald das Modell im nassen Zustande vollendet ist, dasselbe in Gyps umformen, so daß er das Modell, welches er zuerst in Thon hatte, nachher in Gyps besitzt.

Da ein Modell in diesem Material nun keine Form nicht mehr verändert, so kann er es ruhig und sicher aufbewahren, und bei der Arbeit in Marmor wird es ihm die gewünschten Dienste leisten.

Diese Vorarbeiten des Bildhauers sind von größtem Werthe, und in größeren Ateliers ist mit ihnen hauptsächlich der Meister beschäftigt, während die Gehülfen meistens die Arbeit in Stein ausführen, welcher dann am Schlusse der Meister noch die letzten Feinheiten gibt.

Es besteht also der erste Theil der Bildhauerkunst im Modelliren, und es strahlt sich meistens sehr, diesen Theil der Aufgabe leicht zu behandeln oder gar direkt mit der Arbeit in Stein zu beginnen; zwar hat der große, feurige Michel Angelo es nicht über sich gewinnen können, die nöthige viele Zeit auf Modelle zu verwenden, sondern er machte sich sofort an die Arbeit am Stein; dagegen erzählt man aber auch, daß vor dem Atelier dieses genialen Künstlers stets eine ziemliche Anzahl verhaunener Blöde gelegen habe; auch würde er wohl gern an seinen Marmorarbeiten noch Manches verändert haben, wenn die, wie im nassen Thone, so auch im Steine möglich gewesen wäre.

Der Weg, welchen der Bildhauer einschlägt, um z. B. eine lebensgroße männliche Figur in Marmor herzustellen, ist also folgender:

Nachdem er über alle Einzelheiten der von ihm projektirten Figur mit sich im Reinen ist, stellt er in skizzirter Weise und im kleinen Maßstabe (vielleicht $\frac{1}{4}$ Meter hoch) die Figur dar, und zwar ganz so mit Gewand und allen Nebenattributen, wie er sie später größer und in feinsten Durchführungen in Stein auszuführen gedenkt.

Nachdem so die erste Skizze hergestellt ist, und wenn dieselbe den Künstler befriedigt, pflegt man meistens das eigentliche Hülfsmittel entsprechend größer zu fertigen und sauber in Thon auszuführen.

Wie der Maler zu seiner Arbeit einer Staffelei bedarf, so ist zum Modelliren ein Modellstuhl oder wohl richtiger Modelltisch erforderlich; derselbe ist so beschaffen, daß sich die obere Platte und mit ihr das daraufstehende Modell leicht herumdrehen läßt. Da die Arbeit des Bildhauers so ausgeführt sein muß, daß sie von allen Seiten und in verschiedenartiger Beleuchtung einen schönen Anblick bietet, so ist es erforderlich, daß schon beim Modelliren ein Vorarbeiten und Beleuchten von allen Seiten möglich ist und stattfindet.

Die erste Arbeit am Thonmodell, den rauhen Aufbau vom Fuß bis zum Kopf, führt man mit der bloßen Hand aus, ist aber dasselbe vollständig aufgebaut und sind die wesentlichsten Formen geschaffen, so bedient man sich der sogenannten Modellirhölzer, wogegen schließlich das Zarteste wieder mit der bloßen Hand gefertigt wird.

Da, wenn der grobe Aufbau in Thon vollendet ist, die weitere Ausarbeitung desselben in einem anhaltenden Wegnehmen und Zusetzen besteht, so kommen nicht leicht Fehler vor, die sich nicht wieder verbessern ließen, so daß jenes ängstliche Arbeiten wie bei anderen Kunstwerken hier nicht stattfindet; im Gegentheil herrscht hierbei ein kühnes, freies Schaffen, was um so mehr Freude macht, als man ohne weitem Uebergang sehr rasch das Bild, welches kaum in der Phantasie entstanden, Form und Gestalt gewinnen sieht.

Steht dann die Figur in kleinem Maßstabe sauber gearbeitet fertig da, so beginnt man mit dem Hauptmodell, welches später dazu dienen soll, die genauen Maße für die Steinarbeit abzugeben; es muß also genau in der Größe der beabsichtigten Figur hergestellt werden.



Kaiser Alexander III. von Rußland und seine Geschwister. (S. 426.)

und ebenso verhältnismäßig größerer Stärke schon achtzig Pfund. — Würde man sich einen Arm, der allenfalls frei hinausragt, nur in Thon herstellen, so würde er durch seine Schwere sich sehr rasch von dem übrigen Körper losgetrennt haben; es ist also erforderlich, daß man dem Aufbau des Thonmodells noch einen Gerüstbau vorangehen läßt.

Dieses Gerüst zur Herstellung eines Thonmodells besteht aus einer festen, senkrecht stehenden Eisenstange, an welcher kleinere Seitenstangen für die Arme und andere hervorstehende Körperteile mit Draht befestigt werden, so daß ein solches Modellgerüst zu vergleichen ist mit dem Knochengestirp, und so wie dieses im Stande sein muß, die weichen Teile des Körpers zu tragen, zu stützen und zusammenzuhalten.

Wie schon oben gesagt, bildet man zunächst die Figur nach, und es sind für den Bildhauer daher anatomische Studien unentbehrlich; doch mag der Bildhauer dieses Studium auch noch so gründlich betrieben haben, so ist es doch nicht ratsam, sich einzig und allein auf dasselbe zu verlassen. Ein gutes lebendes Modell kann immer noch treffliche Dienste leisten. Der Bildhauer bringt also eine nackte Person in die Stellung, welche er seiner plastischen Figur zu geben beabsichtigt; zwar wird sich selten ein lebendes Modell finden, das hinsichtlich des Körperbaus ganz und gar der Idee des Künstlers entspräche, so daß er nur die Natur zu kopieren brauchte; aber doch ist die Natur so unerreichbar, daß ohne ein lebendes Modell der Künstler zu leicht Fehler macht.

Steht endlich die nackte Thonfigur vollendet da, dann beginnt er dieselbe mit dem betreffenden Gewande zu bekleiden. Zwar hat er dieses Gewand bei der Skizze und dem Hülsenmodell ganz nach seiner Idee angelegt, aber hier an dem Hauptmodell ist es ebenfalls erforderlich, ein wirkliches Gewand zu nehmen und dasselbe als Original zu seinem Modell zu verwerthen.

Er bedarf dazu einer Gliederpuppe, wie solche in den Malerateliers und an den Schaufenstern der Kleiderläden zu sehen sind. Diese Gliederpuppe ist aus ähnlichem Stoffe wie Kinderpuppen, aber vielleicht fünf Fuß groß, und ist so konstruiert, daß ihr allerlei Stellungen gegeben werden können.

Der Bildhauer bringt sie natürlich in die Stellung seiner Figur und bekleidet sie so, wie er seine Figur zu kleiden gedenkt, und hat alsdann hierin ein Original für das Gewand seines Thonmodells. Steht nach diesen Arbeiten die Figur endlich in Thon da, dann erkennt häufig der Bildhauer, daß es die höchste Zeit war, dieses Modellieren zu beendigen, weil der Thon bereits angefangen hat, von innen heraus zu trocknen, und ist dieser Fall eingetreten, dann ist es auch kaum mehr möglich, von außen den Thon in bearbeitungsfähigem Zustand zu erhalten.

Zwar weiß der Bildhauer sehr wohl, daß jenes Lebensvolle, jenes Festigkeitsartige, welches das Material des Thons einer Figur gibt, auch nur diesem und höchstens dem Marmor eigen ist; da es aber kein muß, so entschließt er sich, sein Thonmodell zu opfern, um dagegen dasselbe Modell in Gyps zu erhalten, was in folgender Weise geschieht:

In einer großen Schüssel wird Gyps und Wasser zusammengeführt, so daß dadurch ein zarter weißer Brei entsteht; mit diesem Brei, welcher schon während der Arbeit sich verdichtet, wird nun das ganze Thonmodell ungefähr zwei Finger dick überdeckt; binnen ungefähr zehn Minuten hat sich dieser Gypsbrei in eine feste Masse verwandelt und kann, da er entsprechend aufgetragen wurde, in mehreren Stücken von dem Thonmodell abgehoben werden. Hebt man also den Gyps in einzelnen Stücken von dem Thonmodell ab und legt dieselben alsdann wieder ohne das Thonmodell zusammen, so bilden sie genau eine solche Hohlform, wie vorher das Modell einen Körper bildete, und sind demnach als negative Form zu betrachten.

Nun beginnt der Ausguss der negativen Form. Die einzelnen vom Thonmodell abgenommenen Stücke werden zusammengefügt, etwas angefeuchtet, um das Löslösen des Eingusses zu erleichtern, und dann derselbe in die Hohlform der negativen Form gegossen; alsdann wird dieselbe gewendet und so lange geschwenkt, bis die innere Fläche der Hohlform überall mit einem ungefähr zwei Finger dicken Gypsbrei bedeckt ist.

Nach der Eigenart des Gypses „treibt“ derselbe, während er sich verhärtet, d. h. er wird warm, fängt an zu dampfen und strebt, sich auszudehnen. Bis dieses Treiben nachgelassen, wird dann der Guss stehen gelassen, ähnlich wie:

„Bis die Gode sich verhärtet,
Läßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel ruhet,
Wag sich Jeder gütlich thun.“

Doch, da es auch wieder heißt:

„Wenn die Gode soll auferstehen,
Riß die Form in Stücke gehen.“

so nimmt man einen stumpfen Meißel und einen hölzernen Hammer und stößt dieses Zertrümmern der Form durch vorsichtige Hiebe, die dem innern Guss keinen Schaden thun, zu bewerkstelligen.

Behutsam und in froher Spannung arbeitend, sieht man nun ein Stück der Figur um's andere aus den Scherben der halbzerrückten Form hervorkommen, bis endlich das ursprüngliche Thonmodell nun in neuem, schneeweißem Material wieder vollständig da steht.

Diese Art des Gypsgusses nennt man mit „verlorener Form“; sie ist die einfachste Art, wobei aber auch nur ein Gypsabguss gewonnen wird. Sogenannte Reifformen — aus einzelnen, durch Reife zusammengehaltenen Stücken bestehend — aus welchen im Gegensatz zu diesen vielleicht dreifach gute Ausgüsse gemacht werden können, sind bedeutend komplizierter herzustellen und werden nur in speziellen Gypsgießereien oder doch nur ausnahmsweise in den Ateliers der Bildhauer angewendet.

Da die negative Form aus mehreren Stücken zusammengefügt wurde, so entstehen an den Stellen, wo die Stücke zusammenstießen, kleine Erhöhungen, welche man Ränke nennt; sind diese Ränke und andere kleine Mängel, welche beim Guss etwa entstanden sind, verbessert, so ist das Gypsmodell vollendet und nun kann die Ausführung in Stein beginnen.

Die schöne, reinliche Farbe des Gypses ist zwar ein Vorzug dieses Materials, ein Gypsabguss hat im Vergleich zu einem Thonmodell immer etwas Kaltes, besonders wenn die Feuchtigkeit, welche er am Anfang hatte, verschwunden und das Material dadurch porös geworden ist.

Zunächst muß nun ein Marmorblock beschaffen werden, welcher genügend groß für das Modell ist; nach alleseitigem Messen darüber sicher, bleibt noch zu untersuchen, ob der Marmor keine

Adern oder sonstige Fehler hat. Der beste Marmor ist heutzutage der tatarische, doch läßt sich zu dekorativen Arbeiten wohl auch der großkörnige Tyroler Marmor verwenden. Zu Figuren verwendet man fast ausnahmslos nur weißen Marmor, doch kommen darin oft ganz unerwartet dunkle Flecke zu Tage; wenn diese gerade in's Gesicht oder an sonst einen charakteristischen Teil der Figur fallen, so können sie sehr störend wirken; man untersucht deshalb auch daraufhin möglichst genau den zur Arbeit bestimmten Block.

Die nächste Arbeit an dem rohen Block ist nun das sogenannte Punktliren, welches darin besteht, einzelne Punkte an dem Marmor zu finden, welche den zuvor am Modell bezeichneten Punkten entsprechen; meistens markiert man einen Punkt auf der Höhe des Kopfes und zwei unterliegende Punkte der Figur; hat man diese drei Punkte wie am Modell so auch am Marmor bezeichnet, so sucht man mittelst Zirkelschlägen aus diesen drei Punkten an den hervorragenden Teilen des Körpers noch mehr solcher Punkte, so wie sie am Modell liegen, auch auf die Marmorarbeit zu übertragen. Hat man eine Anzahl Punkte auf diese Weise vom Modell auf den Marmor übertragen, so ist es an der Zeit, den überflüssigen Marmor im Großen zu beseitigen, was mit einem spitzen Meißel und einem schweren Hammer geschieht, so daß der Künstler sich bald in einer weißen Staubwolke befindet.

Das weitere Auffinden der Punkte geschah früher, indem man mit drei Zirkelmäßen aus verschiedenen Punkten einen neuen Punkt suchte; in neuerer Zeit wurde diese Arbeit durch die Punktmaschine erleichtert.

Zwar ist meines Erachtens dieser Name ganz unrichtig, denn es ist keine Maschine, sondern nur ein sehr praktisches Meßinstrument, wodurch und womit dieses Punktliren bedeutend erleichtert wird und dabei schneller und sicherer vor sich geht. — Hat man von Anfang nur die hervorragendsten Punkte aufzufinden gesucht und nur dasjenige weggehauen, was augenfällig zu viel an dem Stein war, so gelangt man von Punkt zu Punkt immer tiefer in den Stein und in die Höhlungen, welche sich an der Figur vorfinden.

Hervorstehende Teile, wie Arme oder Beine, läßt man vorerst noch mit dem Körper durch einen als Stützpunkt dienenden Pfeiler verbunden und entfernt diese Stütze erst, wenn z. B. die Hand vollendet und die Gefahr des Zerbrechens des Armes über der Arbeit an der Hand beseitigt ist.

In demselben Maße, als eine Statue weiter voranschreitet, wird natürlich die Arbeit immer schwieriger und erfordert mehr Kunstfertigkeit und Vorsicht; denn je weiter die Arbeit schon gediehen ist, desto größer ist der Verlust des Künstlers, wenn ihm doch noch durch Abpringen eines Stückchens Marmor ein Unfall passiert. — Ein verhältnismäßig sehr kleines, zu viel weggehauenes Stückchen entwerthet zuweilen die ganze Statue.

Mit äußerster Vorsicht meißelt er deshalb an seiner Arbeit, doch darf er bei der Härte des Materials nicht zu zaghaft zu Werke gehen, sonst kommt er nicht vom Fleck und verzögert die ohnehin langwierige Arbeit über Gebühr.

Im Verlaufe der Arbeit werden gar viele Werkzeuge angewendet, verschiedenartige Meißel, Zahneisen, Bohrer, Keiseln, Alles in mannigfacher Form, wie es die Arbeit gerade erfordert, und zwar immer feinere Instrumente. Je mehr die Statue sich der Vollendung naht.

Endlich handelt es sich nur noch um die letzte Ausarbeitung, und wie der Maler auch bei seinem bereits fertigen Gemälde noch da und dort mit ein paar Pinselstrichen einen Lichteffekt verstärkt oder einen Schatten vertieft, so auch der Bildhauer, indem er eine Gesichtsfalte oder dergleichen ein wenig leichter oder tiefer macht oder mit Vinsstein die Rauheiten am Fleische wegnimmt — und wohl, wenn nach langer und mühsamer Arbeit sein Werk ein solches geworden, daß es seinen Meister lobt.

Einzug des Prinzen Wilhelm und der Prinzessin Viktoria Augusta in Potsdam.

(Bild S. 421.)

Den Schluß der Hochzeitsfeierlichkeiten in Berlin, deren Hauptmomente wir unseren Lesern in der vorigen Nummer in Bild und Wort wiedergaben, bildete am Tage nach der Hochzeit der Einzug der Neuvermählten in Potsdam, wo die jungen Eheleute im großen Schloß Wohnung nehmen, bis das Winterpalais für das künftige Paar vollständig eingerichtet ist. Der Empfang in der sonst so stillen Stadt an der Havel war ein glänzender.

Unser Bild zeigt die Einfahrt des Prinzen Wilhelm mit seiner Gemahlin in das Schloßthor; die gesamte Bevölkerung war auf den Beinen, und geleitet vom Bürgermeister und den vornehmsten Behörden und Einwohnern Potsdams, fuhren die hohen Neuvermählten unter dem Jubel des Volkes durch die Stadt.

Alexander III. von Rußland und seine Geschwister.

(Porträt S. 425.)

Jener unheimlichen Verbindung (Nihilisten), welche schon mehrmals versucht hat, den Kaiser Alexander von Rußland zu tödten, ist bekanntlich am 13. März die Schandthat gelungen, einen der wohlbedenklichsten und mildesten Monarchen, welche Rußland je gehabt hat, zu ermorden. Nachdem der älteste Sohn des Kaisers vor Jahren in Rizza gestorben, bestieg nunmehr der zweite Sohn, welcher mit der dänischen Prinzessin Dagmar (Maria) vermählt ist, als Alexander III. den Thron. Er ist sechsunddreißig Jahre alt und übernimmt das schwere Werk, das sehr beunruhigende große Reich zu regieren. Der zweite Sohn des verstorbenen Kaisers, der Großfürst Wladimir Alexandrowitsch, ist vierundzwanzig Jahre alt, Generalleutnant und Kommandeur des ersten Garderegiments. Ihm folgt im Alter der Großfürst Alexis, einunddreißig Jahre alt und seiner Tätigkeit nach der Marine angehörig als Contreadmiral. Zunächst im Alter steht diesem Großfürsten die einzige Tochter des verstorbenen Kaisers, Großfürstin Marie Alexiowna, achtundzwanzig Jahre alt und mit dem Herzog von Edinburgh vermählt. Der Herzogin von Edinburgh folgt der Großfürst Sergius, heute 24 Jahre alt und Chef des zweiten Leibgardebataillons. Das jüngste unter den Kindern Alexander's II. ist der Großfürst Paul, einundzwanzig Jahre alt.

Räthselhaft verschwunden.

Aus den Erinnerungen eines Detektivs.

Von

Jda Polenz.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Ein erlauchtetes Wort.

Noch am selben Abende plauderte ich mit dem Stubenmädchen Fanny am Gartengitter von Herrn Blake's Hause. Sie war in großer Aufregung und brante vor Ungebuld, mir etwas zu erzählen. Ihre ersten Worte waren denn auch:

„Heute habe ich Dinge gehört!“

„Das ist recht! Lassen Sie mich sie auch hören!“

Sie legte pathetisch die Hand auf's Herz:

„Ich habe noch nie solche Angst ausgestanden! Ich dachte, ich müßte ohnmächtig werden, denn eine so feine Dame das Wort Verbrechen aussprechen zu hören —“

„Welche feine Dame?“ unterbrach ich sie. „Wenn Sie ein liebes Mädchen sein wollen, fangen Sie Ihre Geschichte nicht in der Mitte an. Ich will sie ja ganz hören.“

„Nun also,“ begann sie ein wenig beruhigter, „die Handkälterin hat heute Besuch bekommen — und zwar von einer Dame. Angezogen war sie —“

„Danke!“ unterbrach ich wieder. „Das dürfen Sie auslassen. Sagen Sie, wie die Dame hieß und lassen Sie die Halbein und Spizen gefälligst weg.“

„Wie sie hieß? Wie soll denn ich das wissen? Sie hat ja nicht mich besucht.“

„Wie sah sie aus? Sie haben sie doch angesehen?“

„Das habe ich Ihnen erzählen wollen, ehe Sie mich unterbrechen. Sie sah aus wie eine Königin, ganz wie eine Königin. Eine solche Dame habe ich noch gar nie gesehen, mit einer Sammetkappe, die sie ellenlang auf dem Teppich nachzog, und Diamanten, so groß wie —“

„War sie dunkel oder blond?“

„Sie hatte schwarzes Haar und schwarze Augen.“

„War sie groß und hochfahrend?“

„Das Mädchen nicht lebhaft.“

„Sie kennen sie?“ flüsterte sie.

„Nein, ich kenne sie nicht. Aber ich glaube zu wissen, wer sie ist. Sie hat also heute Frau Daniels besucht?“ frag ich.

„Ja, aber ich bin der Ansicht, daß sie schon wußte, der Herr würde nach Hause kommen, ehe sie fortging.“

„Jetzt erzählen Sie mir den ganzen Hergang, ich bin schon ungeduldig.“

„Erzähle ich denn nicht? Also heute Nachmittag um drei Uhr will ich in mein Zimmer gehen, mich anziehen. Ich stehe gewöhnlich ein bißchen in der Vorhalle herum, um mit den anderen Mädchen zu plaudern. Dabei hörte ich durch die Salenthüre sprechen, eine fremde Stimme, die sehr süß und freundlich klang, während Frau Daniels immer nur kurze Antworten gab, und das in einem Tone, als sei ihr der Besuch durchaus nicht willkommen. Als sie zusammen heraustraten, war die fremde Dame so freundlich mit Frau Daniels, als sei sie wenigstens ihre Schwester, und zuletzt lud sie sie auf Besuch zu sich ein. Die Frau Daniels machte gar kein süßes Gesicht dazu und wollte eben antworten, als die Hausthüre aufging und Herr Blake mit seiner Reisetasche in der Hand eintrat. Sie hätten sehen sollen, wie er erstaunt dreinschaute, als er die Dame mit Frau Daniels sah, aber er brachte doch gleich einige artige Worte hervor, auf die sie nur erwiderte, sie habe nicht erwartet, ihn zu sehen, dann schritt sie mit einer leichten Verbeugung zur Thüre. Er hielt sie jedoch auf und sie folgte ihm zurück in den Salon. Frau Daniels starrte ihnen nach und stand da mit seinem Schirm in der einen, seiner Tasche in der andern Hand, steif und bewegungslos wie die Statuen im Centralpark. Dann eilte sie wie besessen davon und huschte an mir vorbei, ohne mich zu sehen. Ich blieb in meinem Versteck hinter einer hervorstehenden Mauer und wartete, denn ich dachte mir, es müsse diesen außergewöhnlichen Vorgängen ein Geheimniß zu Grunde liegen. Nach wenigen Minuten erschien Herr Blake mit der Dame. Er ging voraus und sie glitt hinter ihm daher. Mir fiel auf, daß er seine gewöhnliche Artigkeit gegen Damen so weit verlegnete, aber wie erstaunt war ich erst, als er sich wandte, die Treppe hinaufschritt und sie ihm ohne ein Wort folgte, während ihr Gesicht den Ausdruck großer Angst trug. Sie gingen mit einander in das Zimmer, das er sein Atelier nennt, und ebgleich ich wußte, daß ich meine gute Stelle auf's Spiel setzte, folgte ich ihnen und ging an's Schlüsselloch, um zu horchen.“

„Was haben Sie gehört?“ konnte ich nicht umhin zu fragen, während sie Athem schöpfte.

„Das Erste, was ich hörte, war ein freudiger Ausruf der Dame und die Worte: „Ach, Sie haben das immer noch bei sich? Dann ist es auch mit Ihrer Scheu vor mir nicht weit her!“ Ich weiß nicht, was das heißen sollte, aber gleich darauf hörte ich seine Schritte, dann einen Schmerzensschrei von ihr, der auch zugleich Erstaunen ausdrückte. Er begann zu sprechen und sprach ununterbrochen wohl zehn Minuten lang, aber ich verstand kein Wort, so leise war seine Rede. Nach einer Weile hörte ich die Dame schluchzen, so daß ich Angst bekam und davonlaufen wollte.“

da sagte sie: „O bitte, kein Wort weiter! Es ist wahrlich genug, daß sich das Verbrechen in unsere Familie einschleichen sollte, die die stolze ist im ganzen Land. Wie konnten Sie das thun, Holman, wie konnten Sie das thun?“ „Ja wohl,“ wiederholte Hanny, ganz aufgeregt und roth wie die Bänder an ihrem Händchen, „ja wohl, das waren ihre Worte: Es ist genug, daß sich das Verbrechen in unsere Familie eingeschlichen, die die stolze ist im ganzen Land! Sie nannte ihn bei seinem Taufnamen und frug ihn, wie er so etwas thun konnte!“

„Und was hatte denn Herr Blake darauf zu sagen?“ frug ich gespannt und überrascht, durch Hanny ein solches Resultat erzielt zu haben.

„Ich habe keine Antwort nicht abgewartet. Ich lief davon. Wenn die Leute von solchen Sachen zu reden anfangen, da höre ich auf zu hören. Ich ging hinauf in mein Zimmer.“

„Wie vielen Leuten haben Sie die Geschichte schon erzählt seit heute Nachmittag?“

„Gar Niemand! Wie können Sie nur so etwas von mir denken, nachdem ich versprochen hatte, reinen Mund zu halten, und nachdem —“

Doch hier hat der Theil des Gesprächs, der meine Zuhörer interessieren kann, ein Ende.

Die Gräfin von Mirac theilte die Liebhaberei der heutigen feinen Damen für kostbare Spielereien. Diese Schwachheit wollte ich mir zu Nutze machen, um mit ihr zu verkehren, denn verkehren mußte ich mit ihr, war sie doch die Einzige, welcher Herr Blake sein Geheimniß anvertraut hatte. Ich ließ mir von einem befreundeten Antiquitätenhändler eine werthvolle Camée leihen und begab mich in ihr Hotel. Eine niedliche Negerin meldete mich bei der Frau Gräfin an, brachte aber bald die Antwort, ihre Herrin sei zu unwohl, um Jemand zu empfangen. Ich sandte meine Camée durch die Negerin hinein und ließ der Gräfin sagen, sie dürste schwermüthig je wieder Gelegenheit finden, einen so seltenen Gegenstand zum Verkaufe angeboten zu bekommen. Das Mädchen that, wie ich ihr geheißen, kehrte bald ohne meine Camée wieder und lud mich ein, bei der Frau Gräfin einzutreten.

Als ich eintrat, durchschritt die Gräfin hastig ihr Gemach, einen Brief in der Hand haltend, den sie hin und her wechte, wahrscheinlich um ihn zu trocknen. Als sie mich an der Thürschwelle erblickte, legte sie hastig den Brief in ein Buch und nahm die Camée in die Hand. Ich hatte dabei Gelegenheit, sie fest anzusehen, und fand sie sehr verändert seit dem Ballabend, an dem ich sie zuletzt gesehen. Sie war in ein loses Gewand gehüllt, das schlecht abstaub von den reichen Stoffen, in denen sie damals gekleidet erschien, auch die Wangen entbehrten gänzlich des rosigen Hauches, der sie sonst so schön machte. Ihr Antlitz von heute sah aus, als sei darin eine Flamme verloscht worden. Es war wohl dieselbe Frau, die damals vor Herrn Blake gestanden, eine schöne Verkörperung von Kraft, Energie und Feuer, aber Kraft und Energie waren verschwunden, und mit ihnen das beruhigende Feuer.

„Sie hat die Hoffnung aufgegeben,“ dachte ich mir und fand, daß ich mich nicht umsonst herbeimüht hatte.

„Dieser Gegenstand ist sehr hübsch,“ sagte sie und schien mit Gewalt ihre Gedanken von anderen Dingen auf die Camée in ihrer Hand zu lenken. „Wo haben Sie ihn her und welche Beweise können Sie liefern, daß Sie das Recht haben, mir ihn zu verkaufen?“

„Gar keinen,“ sagte ich selbstbewußt. „Und doch dürfte die ganze Polizei von New-York erfahren, daß ich Ihnen diese schöne Camée zum Verkaufe anbiete.“

Sie zuckte die Achseln — das hatte sie wohl von französischen Gräfinnen gelernt, ließ ihren feinen Finger an der Camée hin und her gleiten und sagte dann:

„Ich bedarf eigentlich nichts dergleichen, und dann — ich bin heute nicht in der Laune, zu kaufen. Was verlangen Sie dafür?“

Ich nannte einen fabelhaften Preis. Sie sah erstaunt in die Höhe.

„Bitte, tragen Sie es zu jemand Anderem, ich habe kein Geld zum Wegwerfen.“

Ich hob die Camée vorläufig auf und sagte bittend:

„Ich möchte sie gerade Ihnen verkaufen. Vielleicht —“

Eine Damenstimme drang aus dem Vorzimmer herein. Die Gräfin erhob sich, nahm mir die Camée aus der Hand, sagte zu sich selbst: „Ach, Amy ist da!“ und ging in's anstoßende Zimmer, dessen Thüre sie offen ließ.

Ich sah, wie sie eine elegante Modedame begrüßte, dann zogen sich Beide in eine fensterreiche Zimmerei, wohl um den Gegenstand zu prüfen, den ich zum Verkauf angeboten. Ich mußte die gute Gelegenheit benützen. Das Buch, in welches sie den Brief gesteckt, lag vor mir, im Bereiche meiner Hand. Ich öffnete es leise und las den Brief mit einem Auge, während ich das andere die Damen im Nebenzimmer beobachtete. Der Brief war ein ungewöhnlich langer und bestand aus drei vollen Seiten von Rathschlägen für ein neues Kleid, das sich die „geliebte Cécilie“, an die der Brief gerichtet war, anzuschaffen gedachte. Endlich auf der vierten Seite hieß es: „Du willst Nachrichten von meinem Better Holman? Ich sehe ihn hin und wieder und finde seine Erscheinung so bedeutend wie früher, aber er ist ein finstlicher Mann geworden. Was die Hoffnungen anbelangt, von denen wir manchmal Erwähnung gethan, so lasse Dir gesagt sein, daß es damit ein für allemal ein Ende hat. Er hat eine That —“

Das Gespräch im Nebenzimmer brach plötzlich ab, die Gräfin näherte sich der Thüre, ich mußte das Buch zuklappen, obgleich ich eine Welt gegeben hätte, um weiter zu lesen.

Die Gräfin stand vor mir und sagte:

„Wir finden die Camée sehr hübsch, aber wie gesagt, ich bin heute durchaus nicht in der Käuferlaune. Wenn Sie mir dieselbe um die Hälfte geben, so will ich mir's überlegen. Indessen —“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ sagte ich rasch, denn ich wollte den Werthgegenstand noch heute seinem rechtmäßigen Besitzer zurückgeben. „Ich habe mir die Sache überlegt und muß bei meinem ersten Preis beharren. Herr Blake von der Zweiten Avenue bezahlt mir ihn wahrscheinlich gerne.“

„Herr Blake!“ rief sie erstaunt aus und sah mich mißtrauisch an. „Stehen Sie mit ihm in Verbindung?“

„Er hat ein künstlerisches Auge und liebt schöne Dinge.“ Sie wandte sich verdrießlich ab.

„Ich brauche die Camée nicht,“ sagte sie, „verkaufen Sie sie, wem Sie wollen.“

Ich hob den Schmuckgegenstand auf und empfahl mich.

Neuntes Kapitel.

Ein paar goldene Haare.

Einige Tage später trat ich bei Herrn Gryce ein, der ein ziemlich enttäuschtes Gesicht machte.

„Diese Pattisons kosten uns ungeheure Mühe!“ sagte er. „Sie sind den Polizisten im Norden aus den Händen geschlüpft und befinden sich wahrscheinlich hier in der Stadt — in welchem Theile jedoch —“

Eine vielfachende Bewegung beendete den Satz.

„Ist dem so?“ frug ich. „Wir erwischen sie dann ganz gewiß! Wenn ich Zeit genug zur Verfügung habe und so ein paar ruheloze irische Spitzbuben zum Einfangen, so wette ich was Sie wollen, daß wir sie haben, ehe der Monat um ist. Ich will nur hoffen, daß wir nicht gleichzeitig mit ihnen noch andere Verbrecher entdecken.“ Ich erzählte Herrn Gryce, was ich von Hanny vernommen.

„Der Knoten schürzt sich,“ sagte Herr Gryce. „Wie das enden wird, läßt sich nicht voraussagen. Das Wort ‚Verbrechen‘ will ich gehört haben? Wenn ich nur wüßte, in welches Versteck sich das vermiste Mädchen vertriehen hat!“

Gleichsam als Erwiderung auf seinen Ausruf öffnete sich die Thüre und einer der Unseren trat ein mit einem Briefe an Herrn Gryce. Er sah ihn hastig durch und gab ihn dann mir zum Lesen.

Ich nahm den Brief und las:

„Ein Mädchen, das mit Ihrer Beschreibung übereinstimmt, wurde heute Morgen im östlichen Flusse bei der häufigsten Straße aufgefunden. Muß schon einige Zeit todt sein. Wir haben an's Hauptamt um Befehle telegraphirt. Sollten Sie die Leiche sehen wollen, ehe sie in die Morgue gebracht wird, bitte, eilen Sie hierher, Polizeibureau 48. Graham.“

„Kommen Sie,“ beeilte ich mich zu sagen. „Wir wollen die Sache selbst ansehen. Wenn sie es dennoch wäre —“

„Herrn Blake's heutiges Diner dürfte dann nicht ohne Unterbrechung ablaufen,“ meinte Herr Gryce.

Ich möchte meine Geschichte nicht unnötig verlängern, aber das muß ich sagen, — als ich eine Stunde später mit Herrn Gryce vor der leblosen Gestalt des armen ertrunkenen Mädchens stand, da überkam mich eine Art Gespensterfurcht. Die Sache war denn doch sehr geheimnißvoll und die verwickelten Personen nahmen Stellungen ein, die uns unser Geschäft sehr erschwerten.

Ich fürchtete den Augenblick, wo die Leiche aufgedeckt würde, und ich wußte doch nicht, was ich zu sehen scheute.

„Der Körper ist ganz hübsch,“ meinte der Polizeidiener, der das Tuch von der Leiche wegzog, „nur schade, daß die Züge nicht besser erhalten sind.“

„Wir brauchen das Gesicht nicht zu sehen,“ sagte ich und deutete auf das schimmernde Gold der verworrenen Locken.

„Das Haar genügt als Beweis; sie ist nicht die wir suchen.“

Ich wandte mich ab und war froh, daß die Sachen so standen. Aber Herr Gryce folgte mir nicht. Er murmelte vor sich hin:

„Groß, mager, bleich, schwarzäugig. Schade, daß die Züge nicht besser erhalten sind.“

Ich folgte ihm beim Arm und sagte:

„Das Stubenmädchen hat ja mit besonderem Nachdruck der schwarzen Haare gedacht, und dieses Mädchen — Gütiger Gott!“ rief ich dann plötzlich, als ich das Mädchen genauer ansah, „blond oder schwarz, dieß ist das Mädchen, mit dem er an jenem Tage drüben im Armenviertel gesprochen! Ich erkenne die Kleidung.“

Ich öffnete mein Taschenbuch und zog den Feyer heraus, der damals an der Mischeliste hängen geblieben war. So fand sich bald im ärmlichen Kleide das Loch, in das der Feyer paßte.

Herr Gryce untersuchte die Leiche genau und deutete endlich auf blaue Flecke, die sich an der Stirne und an den Armen des Mädchens zeigten und die ganz den Anschein hatten, als seien sie ihr mit einem Hammer oder dergleichen beigebracht worden. Dann sagte er:

„Herr Blake wird mir jedenfalls eine Frage beantworten müssen, — wer dieses Opfer der Verzweiflung oder des Verraths ist.“

Er frug den Polizisten, ob noch andere Anzeichen von gebrauchter Gewalt an dem Mädchen wären, und erhielt die Antwort, daß der ganze Körper davon bedeckt sei und daß man annehme, sie sei todgeschlagen worden.

Herr Gryce murmelte: „Ein grausamer Mord!“ und bedeckte dann die Leiche mit zitternder Hand. Als wir das Haus zusammen verlassen hatten, sagte ich:

„Eines ist gewiß! Sie ist nicht unsere Vermiste!“

„Ich bin dessen nicht so gewiß.“

„Wie so? Glauben Sie, daß Hanny Ihnen ein Märchen aufband, als sie das vermiste Mädchen so genau beschrieb?“

Herr Gryce lächelte und wandte sich zum Polizisten, der uns folgte, indem er sagte:

„Geben Sie mir eine Personalbeschreibung, wie ich sie vor einigen Wochen theilte, als ich Befehl gab, man möge mir jeden ähnlichen aufgefundenen Leichnam melden.“

Der Mann zog einen gebrauchten Zettel aus der Tasche, den mir Herr Gryce alsbald überreichte. Auf dem Zettel stand folgendes:

„Suchen Sie nach der Leiche eines großen, gut gewachsenen, mageren Mädchens, mit heller Gesichtsfarbe und goldenem Haar von außerordentlichem Glanze. Benachrichtigen Sie mich, sobald Sie ein ähnliches Wesen gefunden.“

„Das verstehe ich nicht,“ sagte ich und wollte fortgehen, aber Herr Gryce klopfte mich auf die Schulter und sagte treuherzig:

„Wenn Sie einmal wieder den Thatbestand in einem Zimmer aufnehmen, in dem sich Geheimnißvolles ereignet hat, so werfen Sie einen Blick unter die Kommode. Sollten Sie dort einen Kamm finden, in dem mehrere goldene Haare hängen, so schließen Sie nicht voreilig, daß die Stubenmädchen genau wissen, was sie sagen, wenn sie behaupten, die Besitzerin des Kammes habe kohlschwarzes Haar gehabt.“

Zehntes Kapitel.

Das Geheimniß in Herrn Blake's Atelier.

„Herr Blake ist beim Speisen — er hat Gesellschaft, aber wenn Sie darauf bestehen, so will ich ihn dennoch benachrichtigen, daß Sie ihn zu sprechen wünschen.“

„Nein,“ erwiderte Herr Gryce. „Führen Sie uns in ein Zimmer, wo wir nicht stören, wir werden warten, bis er frei ist.“

Der Diener verbeugte sich und schritt voraus durch die Vorhalle, öffnete eine Thüre und führte uns in ein behagliches Gemach mit rother Polsterausstattung.

„Ich werde es dem Herrn ausrichten, daß Sie auf ihn warten,“ sagte er und verschwand.

Herr Gryce ließ sich in einen weichen Lehnstuhl sinken und meinte: „Ich bezweifle, ob Herrn Blake der zweite Theil seines Mahles so gut munden wird als der erste.“

„Wird er seinen Gästen durchbrennen und hierher eilen?“ frug ich gespannt.

„Nein,“ meinte Gryce. „Wenn ich nicht irre, so hat Herr Blake starke Nerven und wird sich nichts anmerken lassen von dem, was er empfindet.“

„Ich fürchte mich vor seinem Anblick.“

„Es ist das eine nicht ganz ungerechtfertigte Furcht.“

Der Diener erschien unter der Thüre mit einem großen Präsentirteller voll Weinflaschen und Gläsern.

„Herrn Blake's freundlichster Gruß,“ sagte er, „und die Herren möchten thun, als wären sie zu Hause. Sobald er sich losmachen kann, wird er zu Ihnen kommen.“

Als der Diener wieder fort war und ich die Hand nach einer Flasche ausstreckte, räusperte sich Herr Gryce auf so merkwürdige Weise, daß ich sogleich die Flasche zurückstellte.

„Ich denke, wir machen uns mit Herrn Blake's Wein nichts zu schaffen,“ setzte er zu allem Ueberflusse noch hinzu.

Wir saßen eine halbe Stunde stillschweigend einander gegenüber, der Wein stand unberührt zwischen uns. Wir lauschten aufmerksam auf die Töne, die aus dem Speisezimmer zu uns drangen, auf das Gelächter und die langen Reden, und auch auf das Ticken einer Uhr in unserer Nähe. Endlich verließen die Gäste den Speisesaal, wir sahen sie durch die offene Thüre die Halle durchschreiten. Es waren lauter Herren, — Herr Blake lud niemals Damen in sein Haus, — lauter Herren mit wohlbekannten Namen. Das Diner war einem berühmten Staatsmanne zu Ehren gegeben worden, und die übrigen Gäste waren vom selben Schlag wie er.

Wie sie plaudernd und lachend an uns vorübergingen, wurde der Ausdruck auf Herrn Gryce's Gesicht immer finstlicher, und als gar Herrn Blake's würdevolle Stimme laut wurde, da griff er gleichsam drehend nach seinem Stuhl. Als jedoch wenige Minuten später Herr Blake zu uns hereintrat und sich höflich entschuldigte, da hatte Herr Gryce seine ganze Fassung wiedergewonnen und begegnete den Augen des Hausherrn mit einem ruhigen, undurchdringlichen Blicke. Herr Blake selbst sah nicht gefasster, nicht kühler aus.

„Sie besuchen mich zu etwas ungelegener Stunde,“ begann Herr Blake, indem er Herrn Gryce's Karte, die er in der Hand hielt, oberflächlich ansah. „Was wünschen Sie von mir? Es handelt sich wohl um eine politische Angelegenheit?“

Ich starrte den Mann erstaunt an. Ließ er sich herab, eine wohlkultivierte Rolle zu spielen, oder hatte er uns wirklich gänzlich vergessen?

„Ich bin in keiner politischen Angelegenheit hier,“ sagte Herr Gryce, „aber doch in einer Sache von heber Wichtigkeit. Darf ich die Thüre schließen?“

Herr Blake sah erstaunt auf, ging jedoch sogleich zur Thüre und schloß sie. Als er zu Herrn Gryce zurückkehrte, maß er diesen mit einem aufmerksamen Blicke.

„Ich glaube Sie schon einmal gesehen zu haben,“ sagte er.

Herr Gryce verneigte sich mit einem kaum bemerkbaren Lächeln.

„Ja wohl, ich hatte die Ehre, in diesem Hause schon einmal mit Ihnen zu sprechen.“

Erst jetzt leuchtete es in den Augen des Hausherrn wie Erinnerung auf.

„Ich weiß jetzt,“ sagte er leichtthin, „Sie interessirten sich für ein Dienstmädchen, das vor mehr als einer Woche aus meinem Hause fortlief. Haben Sie sie gefunden?“

Während er so sprach, zeigte er auch keine Spur von Verlegenheit oder Interesse.

„Wir glauben sie gefunden zu haben,“ sagte Herr Gryce. „Hin und wieder gibt der Fluß seine Todten zurück, Herr Blake.“

Mit einem Blicke ganz natürlicher Ueberraschung sagte er:

„In der That! Wollen Sie damit sagen, das Mädchen habe sich ertränkt? Es thut mir leid, da sie doch einmal in meinem Hause wohnte. Welchen Kummer konnte sie haben, der sie zu solch' verzweifelter That trieb?“

Herr Gryce trat ganz nahe an den Hausherrn heran.

„Wir wollen das von Ihnen erfahren.“ Obgleich er die Worte ohne Bögen sprach, klangen sie doch ehrerbietig, wie es die soziale Stellung Herrn Blake's heischte. „Sie haben sie noch kurz vor ihrem Tode gesehen und dürften am ersten sagen können, was ihr fehlte.“

„Herr —“ er blickte auf die Karte in seiner Hand, ehe er den Namen aussprach, „Herr Gryce, entschuldigen Sie, aber ich glaube Ihnen bereits gesagt zu haben, daß ich von dem Mädchen nichts weiß. Ich habe nicht einmal gewußt, daß eine derartige Person in meinem Hause war, — so müssen denn auch alle Fragen über sie verlorene Mühe sein.“

Herr Gryce verneigte sich.

„Ich entsinne mich genau. Ich will auch nicht von Ihrem Verkehr mit dem Mädchen in diesem Hause sprechen, sondern von der Unterredung, die Sie mit ihr gehabt an der Ecke von Broom-Street vor nicht allzu vielen Tagen. Sie leugnen doch nicht, eine solche Unterredung gehabt zu haben?“

Plötzlich wurde Herrn Blake's marmorgleiche Wange dunkelroth.

„Sie überschreiten jede erlaubte Grenze, mein Herr,“ sagte er; dann hielt er inne, wurde wieder Herr seiner selbst und fuhr ruhig fort: „Ich habe an der Ecke der erwähnten Straße vor einigen Tagen mit einem Mädchen gesprochen, aber daß es die Vermisste war, wußte ich damals nicht und werde es auch jetzt nicht glauben, Sie müßten mir denn schlagende Beweise vom Gegentheil geben.“ Dann plötzlich nahm seine Stimme volleren Klang an, und in so würdevollem Tone, daß ich niemals dergleichen gehört, sagte er: „Haben die Behörden Spione an meine Herfen geheftet, daß man selbst eine so unbedeutende Sache kennt, wie mein kurzes Gespräch mit einem armen, verlassenen Geschöpfe?“

„Herr Blake,“ sagte Gryce ganz ruhig, „kein Mann, der ein guter Staatsbürger ist, sollte etwas einzuwenden haben, wenn man ihm auf Schritt und Tritt folgt, weil er durch seine Unüberlegtheit Ursache zum Verdacht gegen ihn gab.“

„Also ist man mir auf Schritt und Tritt nachgegangen?“ Herr Blake wurde bei dieser Frage blaß und ballte die Hand zur Faust.

„Es mußte sein!“ antwortete Herr Gryce.

Der in seiner Ehre Beleidigte heftete sein Auge nun auf sich.

„In der Stadt allein oder auch außerhalb derselben?“ fragte er.

Herr Gryce übernahm die Antwort:

„Man weiß, daß Sie es versucht haben, die beiden Pattisons zu besuchen!“

Herr Blake zog stark Athem ein, warf einen langen

Blick auf ein Bild an der Wand, von dem ich nachträglich erfuhr, es sei das Porträt seines Vaters, — dann nahm er einen Lehnstuhl, setzte sich und fragte:

„Lassen Sie hören, welchen Verdacht Sie gegen mich hegen.“

Herr Gryce wurde verlegen, — das Gespräch nahm denn doch eine andere Wendung, als er erwartet.

„Entschuldigen Sie,“ sagte er, „ich hege gar keinen Verdacht. Ich habe den Auftrag und die Pflicht, Sie vom Tode des Mädchens, mit dem man Sie sprechen sah, zu benachrichtigen. Ich muß Sie auch fragen, ob Sie uns keinen Aufschluß über die Person geben können, der uns von Nutzen wäre bei der Aufnahme des Thatbestandes.“

„Sie müssen wissen, daß ich das nicht kann. Wenn man mir auf Schritt und Tritt gefolgt ist, so müssen Sie wissen, warum ich mit dem Mädchen sowie anderen derselben Art sprach, warum ich die Pattisons aufsuchte,

regt, ihre Bitte um Nachforschung ist ungemein bringend, trotzdem behauptet sie, das Mädchen gebe sie nicht näher an. Sie muß gefunden werden,“ setzt sie hinzu und deutet an, daß keine Summe zu hoch sei, so nur ihr Zweck erreicht werde. Wir fragen, ob sich ihr Herr für die Sache interessire, sie wechselt die Farbe und antwortet ausweichend, er kümmere sich nichts um die Dienstboten, und so weiter. Sobald der Vorschlag gemacht wird, man wolle sich an ihn wenden, zeigt sie die größte Angst. Nun betreten die Leute der Polizei das Haus selbst. Das Erste, was ihnen auffällt, ist, daß der sogenannten Nähterin Zimmer eines der schönsten und behaglichsten im ganzen Hause ist. Ueberdies liegen Bücher über Geschichte und Poesie umher, welche beweisen, daß die Nähterin eine Person von Bildung sein mußte. Dieß gibt auch die Haushälterin zu. Es wird bemerkt, daß die Vermuthung, die Vermisste habe den Weg durch's Fenster genommen, allerdings richtig sein dürfte,

hingegen sind Anzeichen vorhanden, daß die Entführung nicht ohne die Einwilligung der Vermissten stattfand. Die Haushälterin hingegen scheint aus dem Charakter der Vermissten zu schließen, daß sie unmöglich freiwillig fortgegangen sein konnte, denn sie behauptet dieß hartnäckig. Der zerrissene Vorhang und die aufgefundenen Blutstropfen bestätigen dieß auch theilweise. Frau Daniels behauptet weiter, die Entführer seien Männer gewesen, denn sie habe deutlich zwei männliche Stimmen vernommen. Nun muß ich Ihnen sagen, Herr Blake, daß diese Umstände alle dazu angethan sind, um bei der Polizei lebhaftes Interesse wachzurufen, besonders da der Herr des Hauses, den man befragt, nicht einmal das ganz gewöhnliche Interesse kundgibt, das ja jeder Unbetheilte empfinden muß, während doch die Haushälterin die Gegenwart des Herrn fürchtet oder scheut und erst aufathmet, als er sich wieder entfernt. Die Neugier der Polizei wandelt sich immer in Nachforschung um, und die Nachforschung in diesem Falle hat ergeben, daß der Herr des Hauses zur Stunde, als das Mädchen entführt wurde, in seinem Garten war, daß er sogar durch das Gitter des Gartens sah, als das Mädchen, das seinen Entführern entkommen war, sich umwandte, offenbar mit dem Wunsche, in's Haus zurückzukehren. Als sie den Hausherrn sah, äuferte sie Angst und Entsetzen und lief ihren Entführern wieder in die Arme. Haben Sie gesprochen, mein Herr?“ fragte Herr Gryce, sich plötzlich unterbrechend.

Herr Blake schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er kurz, „fahren Sie fort.“ An seiner Stimme konnte man jedoch bemerken, daß Gryce's Erzählung einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

„Es wurden noch weitere Thatfachen erforscht. Erstens, daß dieser Herr, der ja in der Gesellschaft den seinen Damen hoch willkommen gewesen wäre, der Gesellschaft aus dem Wege ging, daß er die elendesten Straßen der Stadt durchwandelte, wo man ihn häufig im Gespräch mit Mädchen des niedrigsten Standes antraf. Die Letzte, mit der er sprach, war allen Anzeichen nach dasselbe Mädchen, welches aus diesem Hause entführt wurde.“

„Halten Sie ein,“ sagte Herr Blake in befehlendem Tone, „das ist ganz unmöglich.“

„Warum unmöglich?“

„Das Mädchen, mit welchem ich sprach, hatte goldiges Haar, was bei der Person, die in meinem Hause wohnte, nicht der Fall war.“

„Wirklich?“ fragte Herr Gryce. „Ich dachte, Sie hätten das betreffende Mädchen nicht gesehen, wüßten gar nicht, welche Art von Person sie war?“

„Hätte sie solche Haare gehabt wie das Mädchen, von dem Sie sprachen, so hätte ich es sicher bemerkt.“

Herr Gryce lächelte und öffnete sein Taschenbuch, aus dem er einen dünnen Strang goldblonder Haare nahm, den er Herrn Blake überreichte mit den Worten:

„Hier, mein Herr, ist ein Muster ihrer Haare. So licht und so glänzend wie das Haar des Mädchens, mit dem Sie vor ein paar Tagen sprachen.“

Herr Blake beugte sich vor und nahm die Haare mit zitternder Hand entgegen.

„Wo haben Sie dieß Haar bekommen?“ fragte er, indem er es leidenschaftlich an seine Brust presste.



Schwertfisch. (E. 430.)

Aus „Rehm's Thierleben“. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.)

— warum — doch wissen Sie das Alles?“ fragte er plötzlich.

Herr Gryce war nicht der Mann, um sich eine Blöße zu geben. Er antwortete einfach:

„Ich bin bereit, Ihre Erklärung entgegenzunehmen.“

Herrn Blake's ernstes Antlitz wurde finster.

„Wenn Sie glauben, ein Recht zu haben, eine solche Erklärung zu fordern, beweisen Sie es.“

„Nun gut,“ sagte Herr Gryce und änderte seinen Ton, „ich will Ihnen mein Recht beweisen. Ich will Ihnen sagen, warum ich, der Vertreter der Polizei, es wage, bei einem Manne Ihresgleichen einzudringen und die Fragen an ihn zu richten, die ich an Sie gerichtet habe. Es stellt sich auf der Polizei die Haushälterin eines hochgeehrten Bürgers von New-York ein und berichtet, es sei ein Mädchen während der Nacht aus dem Hause verschwunden, wie sie glaubt, gewaltsam entführt worden. Die Frau ist aufge-

Schwarzes Allerlei.

Silhouetten von H. Walther.



„Aus dem Kamm, den das Mädchen noch gebraucht hatte, ehe es entführt wurde.“

Der leidenschaftliche Mann warf die Haare mit Heftigkeit weg. Dann Herrn Gryce streng ansehend, sagte er: „Wir verschwenden unsere Zeit. Alles, was Sie mir da gesagt, berechtigt Sie noch nicht, in mein Haus zu dringen und mit mir in dem Tone zu sprechen, in dem Sie es gethan. Ich lasse nicht mit mir scherzen! Was verbergen Sie noch?“

Herr Gryce stand auf.

„Sie haben Recht,“ sagte er. „Alles das würde mein Eindringen nicht rechtfertigen, jedoch — soll ich wirklich fortfahren?“

Herr Blake sah ihn aufmerksam an.

„Warum sollten Sie nicht fortfahren? Jede Geschichte muß zu Ende erzählt werden. Sie wollen jedenfalls etwas über meinen Besuch im Hause der ‚Pattison‘ sagen.“

Herr Gryce schüttelte den Kopf.

„Wie, eine derartig geheimnisvolle Tatsache lassen Sie unberührt?“

„Ich kümmere mich um gar nichts, das nichts mit dem Verschwinden der Nähterin aus Ihrem Hause zu thun hat.“

„Dann,“ sagte Herr Blake, indem er sich in all seiner ernstesten Würde zu Herrn Gryce wandte, „dann bitte ich Sie, dieses Gespräch zu beenden, das zu nichts führen kann. Ich habe Sie so weit kommen lassen, weil ich wohl weiß, daß einige meiner Handlungen der letzten Tage denen geheimnisvoll erscheinen mußten, die nicht den richtigen Schlüssel dazu besaßen. Wenn Sie aber sagen, es habe nichts ein Interesse für Sie, das nicht mit der verschwundenen Person in Verbindung stehe, so nehmen Sie meine Versicherung entgegen, daß ich weder ein Wort noch einen Gedanken für jene Person hatte, die ich während ihres Verbleibs in meinem Hause nicht kannte und deren Dasein ich fogleich nach ihrem räthselhaften Verschwinden wieder vergaß.“

Herr Gryce frug feierlich:

„Sie leugnen also, die Person, ob Dame ob Nähterin, — welche das Zimmer im dritten Stock Ihres Hauses elf Monate lang innehatte, gekannt zu haben?“

„Ich habe nicht die Gewohnheit, meine Versicherungen zu wiederholen, selbst dann nicht, wenn sie weniger unangenehmen Gegenständen gelten, als es der gegenwärtige ist.“

Herr Gryce verneigte sich, ergriff seinen Hut, sagte: „Es thut mir sehr leid,“ und näherte sich der Thüre. Dann plötzlich machte er Kehrt, trat ganz dicht vor Herrn Blake hin und sagte mit so viel Würde, als sein gutmüthiges Aeußere zuließ:

„Herr Blake, ich habe zu viel Hochachtung vor dem Manne, für den ich Sie bis heute Abend hielt, um fortzugehen, ehe ich die Worte gesprochen, die mir schier das Herz abbrücken. Ich müßte sie vielleicht einst an einem Orte sprechen, wo Ihnen die Gelegenheit fehlen dürfte, die Umstände zu erklären. Herr Blake, ich glaube Ihnen nicht, wenn Sie behaupten, Sie hätten das Mädchen, das in diesem Hause wohnte, nicht gekannt.“

Herr Blake richtete sich stolz auf und ich konnte sehen, daß ihn nur sein Glaube an Gryce's offenbare Ehrlichkeit vor einem Zornesausbruch zurückhielt.

„Sie haben persönlichen Muth,“ sagte er, „schade, daß dem Muth nicht auch der Scharfsinn gepaart ist.“ Dabei überreichte er Herrn Gryce seinen Hut, den dieser in der Erregung wieder weggelegt hatte.

„Verzeihen Sie,“ sagte Gryce, „ich möchte nicht fortgehen, ehe ich mich gerechtfertigt habe. Ich will es nicht mit Worten thun, die Thatsachen sollen für mich sprechen. Herr Blake, begleiten Sie mich in Ihr Atelier, und ich werde Ihnen etwas zeigen, das Ihnen beweisen soll, daß ich keine lächerlichen Drohungen gegen Sie ausgesprochen.“

Der Herr des Hauses willigte zu meinem großen Erstaunen in den Wunsch meines Vorgesetzten ein. Seine Neugierde schien geweckt worden zu sein. Er sagte einfach:

„Mein Zimmer steht Ihnen zur Verfügung, aber ich glaube nicht, daß Sie etwas dort finden werden, das Ihren Verdacht bestärkt.“

„Lassen Sie mich den Versuch machen,“ bat Herr Gryce und folgte dem vorangehenden Herrn des Hauses, der auch mir ein Zeichen machte, ich möge folgen.

Ich war froh über die Erlaubniß, denn ich gestehe, meine Neugier hatte den Siedepunkt erreicht. Ich hatte meine gerechten Zweifel. Herr Blake trug den Kopf so hoch, daß ich doch einen Augenblick glaubte, Herr Gryce mit seinen Behauptungen könnte eine Niederlage erleiden. Sobald wir das Zimmer betreten hatten, kehrte mein Vertrauen zurück. Gryce's Antlitz trug den bestimmten Charakter, von dem Alle, die ihn kennen, wissen, daß er bedeutet, der Beweis sei bereits in seinen Händen.

„Mein Herr,“ begann Herr Blake, „das Zimmer und sein ganzer Inhalt sind vor Ihnen — was können Sie sagen, um Ihre Behauptungen zu rechtfertigen?“

Herr Gryce warf einen Blick im Kreis herum und schritt unbeirrt vor das Bild, von dem ich schon berichtet, es sei das einzige auffallende im ganzen Zimmer gewesen.

Es wollte mich dünken, als verräthe Herr Blake ein wenig Ueberraschung.

Herr Gryce blieb einen Augenblick wie ungeschlüssig vor dem Bilde stehen, streckte dann rasch die Hand nach der linken Seite des Rahmens aus und drehte das Bild, das sich in einer Angel bewegte, auf die andere Seite. Welcher Anblick bot sich uns auf der andern Seite der Leinwand dar!

Keine üppige Brünnette, mit Stolz und Hingebung zugleich im Auge, — aber ein Antlitz — ob ich es wohl beschreiben kann?! Es war ein Antlitz, wie es mit der Feder überhaupt nicht zu beschreiben ist! Der Athem versagte Einem beim Anblick desselben — man fühlt gleichsam einen elektrischen Schlag, und doch kann man gleich darauf nicht sagen, ob die bezaubernden Augen blau oder schwarz gewesen, ob die Lippen, die gleich einem Strahlenkranz die leuchtende Stirne umgeben, braun oder goldig. Der Charakter des Antlitzes war es, der den Blick fesselte. Es war schwer zu sagen, ob diese Frau nur überhaupt schön sei, aber daß sie alles Guten und Großen fähig, das ließ sich mit Leichtigkeit behaupten. Es war auch vollständig gleichgültig, ob sie schön zu nennen oder nicht. Ist der Blick schön? Wer fragt darnach? Aus dem was folgte, ging jedoch hervor, daß das Antlitz von schneieiger Farbe war, daß die Augen tiefschwarze Färbung hatten und das Haar dazu in seltenem Golde glänzte.

„Wie können Sie es wagen?“ rief Herr Blake erzürnt aus.

Er stand halb drohend, halb beleidigt, bewegungslos da und starrte den Detektiv an, der seines Hauses Geheimniß enthüllt hatte.

„Ich kann nicht begreifen,“ stotterte er endlich, „wie Sie die Unverschämtheit besitzen, zu —“ Er unterbrach sich wieder und beendete seinen Satz nicht. War dieß der hochfahrende, stolze Mann, der jetzt zögernd vor uns stand und seiner gerechten Entrüstung keine Worte verliet?

„Ich wollte mich rechtfertigen,“ sagte mein Vorgesetzter. „Und dieß ist meine Rechtfertigung. Ich blicke auf das Haar dieser Frau, deren Bild Sie in Ihrem Zimmer verborgen halten! Ist es dem ähnlich, das ich Ihnen noch eben vorwies, als der Vermissten gehörig? Das ist nicht Alles. Beobachten Sie die Kleidung dieser Dame. Ein dunkelblaues, schweres Seidenkleid; ein seltener Spitzenkragen, eine goldene Nadel, und ein Strauß rother Rosen in ihrer Hand — Sie sehen das Alles? Nun bitte, bemerken Sie sich mit mir hinauf in das betruhlte Zimmer.“

Herr Blake war so überrascht, daß ihm all sein Hochmuth abhanden kam. Er folgte Herrn Gryce wie ein Kind, als dieser, seiner Sache gewiß, den Weg in's obere Stockwerk voranging.

Herr Gryce zündete das Gas an und schloß die Kommodenlade auf, indem er zugleich sagte:

„Sie beschuldigen mich der groben Beleidigung gegen Sie, wenn ich behaupte, ich könne nicht glauben, daß Sie die Vermisste nicht gekannt. Was sagen Sie nun?“

Er zog das Handtuch weg, das den Inhalt der Lade verbarg, und Herr Blake erblickte das sorgsam zusammengefaltete Kleid, den Spitzenkragen, die Nadel und den verwelkten Rosenstrauß.

„Frau Daniels,“ sehte Gryce noch hinzu, „versichert uns, diese Gegenstände hätten der verschwundenen Kleidermacherin Emilie gehört — sie habe dieselben mitgebracht. Können Sie behaupten, es seien nicht dieselben Gegenstände, welche in Ihrem Zimmer gemalt sind?“

Herr Blake schrie förmlich auf und sank vor der Kommodenlade auf die Kniee. „Mein Gott, mein Gott, was ist das!“ war Alles, was er hervorbrachte, dann stand er auf, offenbar in der größten Aufregung, denn sein ganzer Körper zitterte und schaukelte.

„Wo ist Frau Daniels?“ rief er und zog heftig an der Glockenschnur. Dann zu Fanny gewendet, welche freundlich lächelnd eintrat, sagte er: „Schicken Sie Frau Daniels hierher, ich muß augenblicklich mit ihr sprechen.“

„Frau Daniels ist nicht zu Hause. Sie ist ausgegangen, sobald die Herrschaften vom Tische aufstanden.“

„Zu dieser Stunde ausgegangen?“

„Ja, gnädiger Herr! Sie geht jetzt sehr häufig und zu allen Stunden aus.“

Herr Blake's Antlitz wurde finster.

„Schicken Sie sie zu mir, sobald sie nach Hause kommt.“ Damit entließ er das Mädchen, und zu uns gewendet sagte er: „Ich weiß selbst nicht, was ich denken soll,“ er trat dabei wieder zur Kommodenlade und betrachtete den Inhalt derselben mit halb sehnsüchtigem, halb zweifelhaftem Ausdrucke. „Ich weiß keine Erklärung für das Dasein dieser Gegenstände. Wollen Sie mich gefälligst hinunter begleiten, so werde ich versuchen, Ihnen die übrigen auffallenden Umstände klar zu machen. Es ist mir durchaus nicht angenehm, Fremde in mein Vertrauen ziehen zu müssen, aber die Dinge sind so weit vorgeschritten, daß ich wohl alle Hoffnung aufgeben muß, meine Privatangelegenheiten, wie bisher, geheim zu halten.“

(Fortsetzung folgt.)

Gedenkverse.

Bedenk! es wohl: dein Echo tönt die Welt,
Sie spiegelt nur dein liebes Ich getreulich;
Zufried'ner Sinn erblickt, was ihm gefällt,
Verdross'ne Laune sieht die Welt abgheulich.

Mögen sie denken, mögen sie reden,
Ist doch einmal die Erde nicht Eden.
Läßt du dich jeden Narren verdrücken,
Wirst du für seine Thorheit lächen.

Der Schwertfisch.

(Bild S. 428.)

Der Schwertfisch (*Xiphias gladius*) wurde früher zu den Makrelen gerechnet, weil sein Bau viele Eigenthümlichkeiten mit jener Fischart gemein hat; in neuerer Zeit jedoch stellt man ihn für sich allein als besondere Gattung hin, die zahlreiche Arten aufweist. Der Meeresschwertfisch, welchen unsere Illustration, zugleich eine Probe aus dem prächtigen Werk: „Reichthum's Thierleben“ (Hildburghausen, Bibliographisches Institut), hier wiedergibt, ist wohl der gewaltigste Vertreter dieser Fischart. Er ist bis fünf Meter lang — das Schwert erreicht ein Viertel der Körperlänge — und ein fähiger, gefährlicher Räuber, der selbst Walfische und Haie angreift und durch die gewaltigen Stöße seines aus festen Knochenmassen bestehenden Schwertes tödtet. Der Schwertfisch findet sich am häufigsten im Mittelmeer und um Sicilien — dort wird er oft gefangen.

Unsere Illustration zeigt diesen Raubritter, der aus der Tiefe der Fluten plötzlich emporgeschossen ist und einen beinahe ebenso großen Fisch wie er selbst aufgespießt hat. Neben dem Schwertfisch ist als merkwürdige Art noch der Fächerfisch an der afrikanischen Küste und in dem indischen Meere zu nennen. Dieser Fisch trägt auf dem Rücken eine bis 1½ Meter große, fächerartig aufgespannte Flosse.



Aus allen Gebieten.

Beim Coiffeur in Paris.

Ich habe mein Haupt in drei Welttheilen der Schere preisgegeben: in London, Paris, Rom, Athen, Konstantinopel, Smyrna und Kairo. Am schlechtesten schor mich der Engländer, am besten der Franzose. Frankreich hat die vorzüglichsten Coiffeurs; seien wir gerecht, lassen wir ihm diesen Ruhm. Mögen daher Andere den klassischen Schnitt der Römer und Griechen besingen; ich lobe mir den Franzosen. Er hat das große Räthsel der Schöpfung am besten gelöst: die Ebbe und Flut in den Haaren des armen Erdenpilgers. Das Schicksal streicht ihm in der zweiten Hälfte seines Lebens die Haare vom Scheitel weg; der Coiffeur bringt sie zu den Schläfen zurück.

Treten wir in seine Stube. Kaum zeige ich mich in der Thür, so empfängt mich ein adtsches: „Bon jour, Monsieur; bitte, setzen Sie sich!“

Die Zahl der der Schere Bedürftigen ist groß. Ich merke mir meinen Vordermann und nehme auf einem Stuhle unter meinen Leidensgefährten Platz. Mit verdächtigem Augenwinkeln naht sich mir der Barbiergehülfe; er steckt mir den Gil Blas in die Hand. „Sehr interessant, mein Herr!“ und weist mit dem Finger auf die pikante Stelle.

Das Geklapper der Scheren, das Schaben der Rasirmesser, das Strömen des Wassers auf die Köpfe der Chambooirten, das Geklingel der Sousstüde, die in die meisingene Trümpelbüchse der Gehüllen fallen, der Ruf: „Le premier ensuite, Messieurs!“ dazu ein von Seifenchaum, Parfümerieen, Cigarrendunst und verjüngten Haaren angefüllter Dunstkreis: das ist ungefähr die Charakteristik meiner Coiffeurstube.

Ich spreche nur von einer Haarähnsideanstalt mittleren Ranges, wo sich der dritte Stand rechtshinzu läßt. Der feine Coiffeur der Boulevards hat wenig Eigenthümliches; er gleicht seinen vornehmen Kollegen an der Themse und an der Spree auf ein Haar. Der Coiffeur des Proletariats aber erheischt ein besonderes Kapitel, denn seine Stube hat einen politischen und sozialen Anstrich.

Mein Coiffeur ist ein Mann von vierzig Jahren. Er begann seine Laufbahn als schlechtbezahlter Gefelle; nahm sich dann ein Weib, das jetzt ein unentbehrliches Möbel geworden ist und als Zahnlumphe am Eingange dient, und brachte es allmählig zum Patron von acht Gehüllen, die von Morgens bis Abends gegen eine Monatszahlung von 60 bis 100 Franken unermüßlich thätig sind. Jeder Haarähnside, auch der kleinste, ist Poëur; um so mehr der Patron: er verkehrt mit Künstlern und Schauspielern; davon zeugt seine Wüste aus gebranntem Thon, der Stolz seiner Barbierstube; davon zeugt seine Karrikatur, von einem zahlungsunfähigen Zeichner mit ledern Stifte entworfen; davon zeugen die Theaterbilletts für sonst unbefuchte Vorstellungen, die er als Prämie an getreue Klienten vertheilt. Nur selten noch steigt er thätig in die Arena seiner Stube hinaus. Er rasirt nur die ganz feinen Leute und begnügt sich im Uebrigen mit der Aufsicht.

Ich komme an die Reihe. Ich schreite auf den Stuhl der Schönheit zu, um mein Haupt den künstlerischen Einfällen des Haarverständigen zu überliefern. Er harret meiner in Hemdärmeln; das ist seine Amtstracht. Ich sage ihm mein Vergehe; er betrachtet sich meinen Kopf von allen Seiten und lächelt ironisch. Ich sehe, wie sich in seiner Seele der Uebergang vom Handwerk in die Kunst vollzieht; der Haarähnside wird Haarähnside — Physiognomist. Das ist das Wort.

„Wer hat Ihnen die Haare zum letzten Male geschnitten?“ fragt er verächtlich. „Keiner von uns!“

„Kein,“ sage ich.

„Das sieht man.“

Und in seinem Gemüth erkennt er mir den Schnitt à la Ruffino zu: eine ausgemachte Commis-Vogageur-Frisur mit aufgeschüttelten Geshandswickeln zu beiden Seiten des Scheitels. Die

Form ist gefunden; die Scheere setzt sich in Bewegung: ich überlasse mich jenem angenehmen Duzel, welcher erfahrungsmäßig den Menschen beschleicht, wenn ihm eine weiche Hand am Gedankenglobus herumarbeitet. Pflösch frohkt die Arbeit; ich erwache aus meinen Träumen und sehe im Spiegel den Gesellen mit seiner Nase nahe an meiner Kopfhaut.

Was gibt's? frage ich.

Abkuppungen und einige fahlen Stellen. Wahrscheinlich hat Sie Ihr Lehter Haarschneider mit einer Schere bearbeitet, die einer kranken Kopfhaut zu nahe gekommen. Uebrigens habe ich dafür eine Waschung —

Und eben ich mich umsehe, hat er schon eine Flasche geöffnet und wischt mir davon mittelst einer Birse auf den Kopf, um die angestrichene Hautkrankheit im Keime zu ersticken. Kostenpreis 7½ Franken. Der Klient darf alle Tage wiederkommen, unentgeltlich, bis die Flasche leer ist. Dieß ist der erste Hinterhalt, den man vermeiden muß. Hat man sich über die drohenden fahlen Stellen hinweggesetzt, so legt der Scheerenheld achselwund seinen Rezipiensschnitt fort und sinni nach über

einen zweiten Hinterhalt. Das Haar ist fertig geschritten; es beginnt die Bartphilosophie. Der Physiognomist wirft sich in die Brust und entwidelt mir mit volldem Gesehmack die Kategorientafel seiner Bartformen. Erstens: à la Capoul, wenn der Bart in zwei Spitzen verläuft; Capoul trug ihn so in seinen besten Rollen, als Romeo. Zweitens: rund, à la Turca, wie dieß bei der seit vier Jahren wüthenden orientalischen Frage Mode geworden. Daneben die vielen Abkürzungen: das Verhältniß des Bartes zum Gesicht. Ist letzteres rundlich, so spricht sich der Bart zu; ist es länglich, so bleibe er kurz. Mit Genehmigung meines Haarfachkundigen entscheide ich mich für die türliche Form, und stand damit bald wieder auf der Höhe der orientalischen Frage.

Damit ist die rohe Arbeit gethan. Es fehlt die salonmäßige Ausstattung; der behauene Marmor wird polirt. Die Politur hat ein langes Programm; an erster Stelle steht das aus England stammende Shampoing. Man bindet mir mehrere reine Tücher um den Hals und gießt mir auf den Kopf eine Art flüssiger Olivenölseife, aus der sich nach und nach ein wahrer Schaumturban entwickelt. „It's gefällig?“ ruft endlich der Schaumschläger; ich erbehe mich und schreite mit meiner weißen, prickelnden Verkleide dem Waschbecken zu, während Jener die Schleppe meines langen Barbiermantels in eifriger Würde nachträgt.

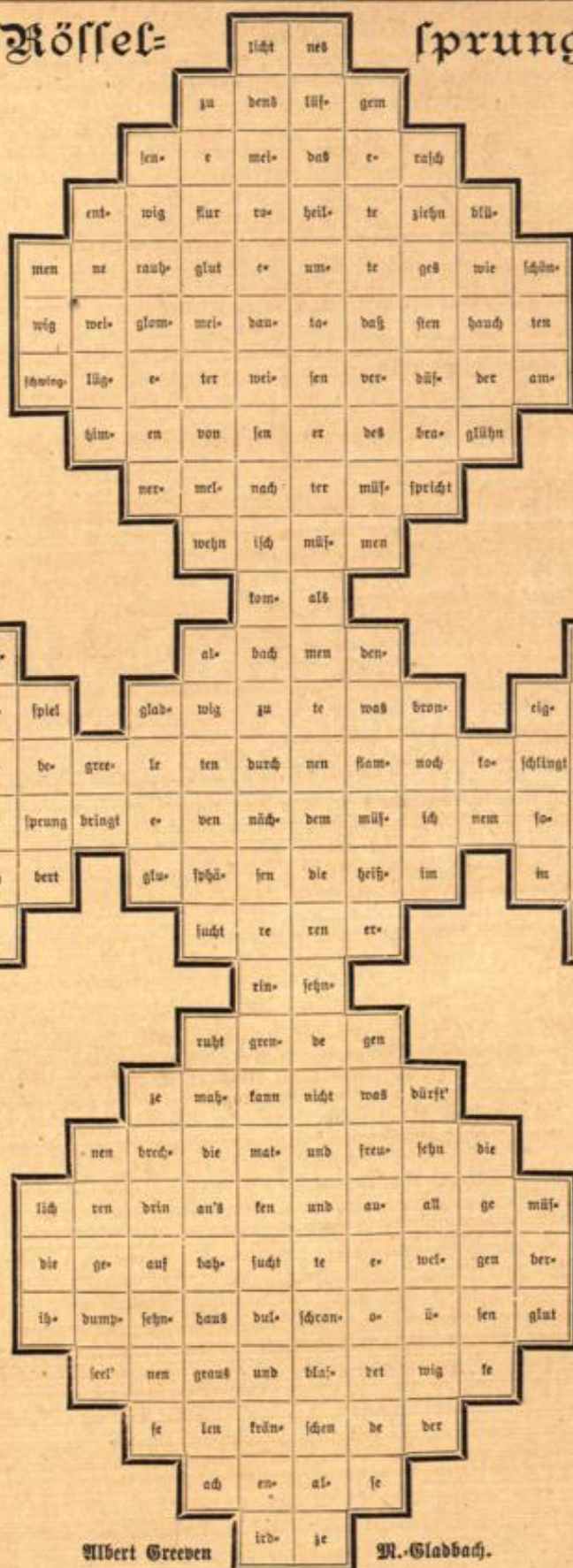
Kalt, warm oder lau, mein Herr?" und die gewünschte Temperatur rinnt nieder auf das vorgebeugte Haupt, bis sich der Schaum in der ungründlichen Tiefe des Beckens zu heinesgleichen verflüchtigt hat. Um das Herabsträufen des Wassers zu verhindern, wickelt man mir eine Serviette rund um den Kopf und in diesem feierlichen Aufzug geht's nach dem Freischuh zum Duschbad. Nun wird gerieben, geknetet, getrocknet; mir ist zu Muth wie dem indischen Wetzweiser, der nach dem Nirwana strebt; endlich erfolgt die Reaction der Haut auf die kalte Douche, man atmet auf, man fühlt sich wunderbar erfrischt. Der Kopffreund aber lauert im Hinterhalt; er bemerkt ein menschliches Rühren auf des Runden Gesicht und legt seine Schlingen aus. Es handelt sich um die Kopfwäsche, die "Friction"; der Coiffeur liebt mir darüber ein Privatissimum, aus welchem mir meine völlige Unkenntnis auf diesem wichtigen Gebiete des Wissens klar wird. Ich erlaube dabei, daß die Wäsche als notwendige Ergänzung des Shamboosing angesehen ist; sie find auf einander angewiesen wie Kammer und Senat; eines ohne das andere ist unnütz. Aber welcher Unterschied in den Wäschen! Da ist zunächst die "Friction Athénienne", ein stolzer Name, hinter dem sich aber nur gemeines Wasser und Alkohol birgt. Als Wäsche ist es eine Enttäuschung, denn es schadet. Kostet 15 Centimes. Es folgt das "Portugal", genauer die "Friction au Portugal"; reiner Alkohol, trocknet als solcher die Kopfhaut übermäßig aus. Kostet 25 Centimes. Besser schon ist die Chininwäsche für 30 Centimes.

Aber Sie, mein Herr, müssen sich eine besondere Mischung anschaffen, die wir hier nach wissenschaftlichen Grundsätzen zubereiten. Sie erfrischt, stärkt, verhindert Haarschwund, erzeugt neue

Rössel-

licht	neß
-------	-----

 sprung.



Haare; wir haben Klienten, die sich ihrer seit zwanzig Jahren bedienen . . ."

Die Veredelmtheit ist groß; die Flasche steht auf dem Tische, hübsch etikettirt; man denkt an einen wolkenden Haarwuchs, an das ambrosische Vodenhaupst des Zeus, an die Zöpfe der Geliebten; das Spiel ist gewonnen. Die Mischung rieselt kühlend auf den noch feuchten Schädel, die Reibung und Anetzung wiederholt sich; wir nähern uns dem Ende des Verfahrens. Hat man indessen auch den zweiten Hinterhalt vermieden, so erwartet uns ein dritter. Denn der Coiffeurgehelle ist schlecht bezahlt, seine Nebeneinkünfte ruhren hauptsächlich von derartigen Verläufen her, daher seine Zähigkeit. Er laßt die Aufmerksamkeit seines Opfers auf die grauen Haare, die hie und da aussprossen, und während er frisiert, entringt sich seinem Munde ein Verdammungsurtheil belagter Emporkömmlinge. „Es ist ein Unsinn, graue Haare bei einem noch jugendlichen Gesichte; man soll das Unrecht der Natur jähnen und ausgleichen (wörtlich: reparar les torts de la nature); es gebe eine Pomade, die der Stolz aller Grautöpfe, sie verbände das Nüßliche mit dem Angenehmen, sie erfrische und verjünge.“ Wer kann da widerstehen? Die Franzosen gemiß nicht, denn ich sah in Schranke eine Menge reservirter Pomadetöpfe, mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet, zur regelmäßigen Benützung aufbewahrt.

Fröhnen oder brennen? Coiffer ou friser? Das ist die Frage. Und mein Haarphilosoph spricht: „Das Brennen hat zweierlei Zwecke: erstens färbt die Haare zum Gehörsam zu bringen; zweitens für das Auge bei prächtigem Haare vorübergehend eine künstliche Fülle zu erzeugen.“ Da beides bei mir nicht zutrifft, lehne ich es ab, ebenso die wellenförmige Frisur Poudation.

welche durch Einlegung von besonderen Nadeln, gewöhnlich am Abend vorher, erzeugt wird. Nur mit Mühe entgehe ich der Kränkelung des Schnurrbarts, dem alljährlich gebrachten «coup de fer à la moustache»; dagegen muß ich mich unnothiger einer allgemeinen Bartpflege führung durch Präparate unterwerfen.

Und der Haarfärber sah, daß es gut war. Während er sich langsam aus dem Barbiermantel heraus- schält, betrachtet er wohlgefällig sein Kunstwerk, in der festen Ueberzeugung, einen Apollo aus mir gemacht zu haben.

Ich gehe nach der Kasse. «Annoncez!» ruft die Zähl-
nymph, und mit Stentorstimme brüllt der Geselle die
Dienstleistung: «sailler, barbe, champooings», oder wie
sonst die Zusammenstellung ausfällt; man zählt und
wirft das Tringeld in die Kupferbüchse; der Klang
hallt sympathisch bei den Gesellen wieder; sie beurtheilen
nach demselben die Größe der Gabe, und das «Merci,
Monsieur!» erhallt laut oder flüster, je nach der
Klangfarbe des Wurts.

Es gibt wenig geborene Pariser unter den Coiffeurs:

sie stammen zu 80 Prozent aus der Provinz. Dem
 Pariser ist das Handwerk nicht edel genug, denn wenn
 auch jeder Haarschneider sich für einen «*artiste capil-
 laire*» hält, so gilt er doch erst dann etwas, wenn er
 Damenfriseur geworden ist oder als Perückenmacher für
 das Theater arbeitet. Daher die Bedeutung des «*Ar-
 mées*» und «*Spärlings*», welche in den Ausdrücken: «*une
 noce de coiffeurs*» und «*une cotelette de perruquiers*»
 liegt. Freilich gelangen manche Meister zu großem Reich-
 thum, so der berühmte Jules Hed bei den Hallen,
 welcher bei der Expropriation 40,000 Franken Entschädi-
 gung erhielt. Er wird heute noch als der vollkommenste
 Typus seiner Gattung aufgeführt; kläglich sind die ge-
 schraubten Worte, mit denen er regelmäßig einen Klienten
 den Gefallen anempfiehlt: «*Saisissez le client et produi-
 guez-lui vos soins!*» (Röm. Itg.)

Sichtbares Wachstum.

Die Techniker Thomas und Bögel haben einen Apparat konstruirt, welcher es gestattet, die Schnelligkeit des Wachsthum's der Pflanze zu messen. Die wachsende Pflanze wird in Verbindung mit einem Zeiger gesetzt, der sichtbar und beständig vorrückt und das Wachsthum der Pflanze in fünfzigfach größerem Maßstabe angibt. Wenn man den metallenen Zeiger und den metallenen mit einem elektrischen Hammer in Verbindung bringt, so wird Strom bei den Theilstrichen unterbrochen wird, so wird Wachsthum der Pflanzen sich nicht nur für das Auge, sondern auch für das Gehör wahrnehmbar machen lassen, und man kann in Zukunft thatsächlich, das Gras wachsen hören.

Seine Korrespondenz



Hrn. Architekten B. u. N. Reiche Musterkatalogen finden Sie in der „Gewerbeschule“ (Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart), welche auch die Vorlagen für die Nachzeichnung bietet.

Frä. Roj. P. in R. Sie haben sich geirrt: man darf in diesem Fall zuerst die Treppe hinaufgehen. Der Betreffende hat ganz richtig gehandelt.

Hrn. Franz v. W. in P. Sehr gerne entgegengenommen und mit Vergnügen vernommen, daß die „All. Welt“ in Ihrer Gegend sich so großer Verbreitung erfreut. Das Buch ist an Sie abgegangen.

Frau A. H. in M. Ebers' „Ägyptische Königsstädte“ ist in Berlin vor Jahren als Ausstattungsbild bearbeitet und aufgeführt worden, und eben jetzt bereitet man „Die Schwärzer“ als folches vor.

Hrn. K. in Culmitz. Es ist schwer, in diesem Augenblick des Schwanens in orthographischen Dingen ein Leherbuch anzurufen. Sie schaffen sich besser das Orthogr. Wörterbuch von Tuden (Leipzig, Bibl. Inst.) an, welches auch die Regeln gibt und nur 1 M. kostet.

Hrn. A. K. in S. Marquardt Sauer's Konversationsgrammatik.
Hrn. A. K. in Hamb. Wir danken für Ihre interessante Mittheilung.

Richtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Räthelsprüngen etc. sind uns zugegangen von: Fanny K., Durlach; Meta Runge, Bernigerode; Kartha Seidemann, Camberg a. d. Saale; Rosina Wihlidal, Prag; Diana Barber, Kadant; Josephine Mauser, Wien; Josephine Kurnigg, Marburg; M. Scherer, Witten; Hugo Paul, Oppeln; Der Vegetabilische Verein zu Werbau; Joseph Koll, Berlin; Carl Ritzer, Graz; Ad. Meffner, Neustadt; Siegmund Vanner, Biala; Julius Schach, Leipzig; Otto Haas, Dresden; Georg Wimpfänger, Alfred Weigang, Leipzig.

Hrn. C. B. in Darmst. Sie müssen die dem Nagel zunächst stehende Haut pünktlich etwas zurückziehen mit einem besondern Nagelschaber, den Sie bei jedem Messerschmied haben können. Wegen des andern Uebels reiben Sie sich Abends mit Glycerin das Gesicht ein.

Hrn. Hoffmann, P. in H. Können Sie uns das Stück benennen, so werden wir wohl auch das Uebrige herausbringen. Im Uebrigen verweisen wir Sie an die Wallishausen'sche Buchhandlung in Wien, welche in Theaterbüchern großes Lager hat.

Anfragen.)

18) Wie fittet man etwa einen Finger breite, 1-1 1/2 mm. dicke Bleistreifen auf Stein, daß sie möglichst lange im Sommer und Winter haften?

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Graf Rubezahl, Roman von Johannes von Dönnitz. Fortsetzung. — Aus der Werkstatt des Bildhauers. — Einzug des Prinzen Wilhelm und der Prinzessin Viktoria Augusta in Potsdam. — In Gedanken, nach einem Gemälde von Emily Rath. — Kaiser Alexander III. von Rußland und seine Gemahlin. — Schwerdtfisch. — Aus allen Gebieten. — Räthelsprüche. — Kleine Correspondenz. — Illustrationen: Einzug des Prinzen Wilhelm und der Prinzessin Viktoria Augusta in Potsdam. — In Gedanken, nach einem Gemälde von Emily Rath. — Kaiser Alexander III. von Rußland und seine Gemahlin. — Schwerdtfisch. — Schwarzes Kleeblatt, Silhouetten von H. Wallter.

Neues illustriertes Prachtwerk

aus dem Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Die schöne Müllerin.

Liederzyklus von M. Müller.

In Musik gesetzt von Franz Schubert.

Illustrirte Pracht-Ausgabe

mit 60 Original-Zeichnungen von A. Baumann und K. Schuster.

Preis elegant kartonnirt 12 Mark, in reichverziertem Original-Einband mit Goldschnitt 18 Mark.

Zu Festgeschenken, besonders für Damen, vorzüglich geeignet.

Für Freundinnen und Freunde des Gesanges dürfte sich kaum ein geeigneteres Festgeschenk finden lassen, als dieses durch reichen Bilder Schmuck und künstlerische Herstellung sich auszeichnende Werk.

Chemiker Tageblatt.

Ankündigungen.

Die Small gepaltene Konporellzeile 60 Pf.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Der Blumenfreund.
Die Pflanzenkultur im Zimmer.
270 Abbildungen zur Erziehung der Blumen und Zierpflanzen im Zimmer etc.
Von H. Kahlstedt, Kunsthändler.
Zweite Auflage. Preis 1 Mark. 823
Erstliche Buchhandlung in Cuedlinburg.

I. Preis Wien, I. Preis Braunschweig.
Heckner & Co.
Maschinenfabrik.
Braunschweig.
Handlügen (zu Hand- und Kurbetrieb), sowie alle Arten Holzverarbeitungsmaschinen unter Garantie billig.
673

PULSOMETER
VON
C. HENRY HALL.
BERLIN.
Neue Schönhauser Str. 16.

MYCOTHANATON
Schwammstoff.
Kauschwamm
Stock und Fäulnis.
Prospecte gratis u. franco.
Vilma & Co. Berlin W. Leipziger Str.

Eigene Arbeit! Preisgekrönt Düsseldorf 1880 für „hervorragende Leistung“.
Violinen
von 6-30 M., berühmte Meister 30-200 M.
Bogen 1-30 M., Etuis 3/4-40 M.
Gitarren 6-50 M. Saiten von vorz. Harkheit. Garantie! Die patent. Stumme Violine u. Studiren (eigene Erfindung). Bratschen, Celli und Bässe. Reparaturen! Empf. von Wilhelm, Sarasate, Sauer, Singer etc.
Export! Wiederverk. Rabatt. Preis-courante franco.
Gebrüder Wolff,
Saiten-Instrumentenfabrik Creuznach.

Chirurg. Artikel
jeder Art, wie Lat. und Wasserstrich, Rasther und Bogen, Klystierpumpen jeder Art, Infusor, Inhalationsapparate, Krampfadern-Rührer, Rastherinlagen, Rückenstühle, Gabelst. Unterlagst. Sauer, neueste patentirte Kinderstühle etc. liefert zu billigen Preisen
C. Krüning, Magdeburg, Gammelsdorfstr. 4.
Preis-courant über mehrere hundert Artikel gegen 10 Pf. gratis.
636

Vorzüglich fingenbe
Kanarienvögel
habe ich jederzeit unter Garantie empfohlen.
Wilh. Köhler,
St. Andreasberg i. H.
Preislisten gratis.
679

Gelben Java
vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee
Nr. 50 Netto & Br. 52. —
Nr. 52, 54, 56, 58, 60, 62, 64, 66, 68, 70, 72, 74, 76, 78, 80, 82, 84, 86, 88, 90, 92, 94, 96, 98, 100.
Inkl. Voll, Porto resp. Fracht u. Emballage, also frei in's Haus resp. nächste Station.
Kaffee-Import von
A. R. Reiche & Co.,
Hamburg.
Das langjährige Renommee des Hauses bürgt für reelle Bedienung.
707

25 Mt. Stoff zu feinstem englischem Herrenanzug. Muster franco!
Christian Bender, Frankfurt a. M.



Einladung zum Abonnement auf die

Modenwelt.

Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

Begründet 1. Oktober 1865. — Alle 14 Tage eine Nummer. —
Preis vierteljährlich M. 1.25. oder 75 Kr. Oe. W.

Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend

gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibungen, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche. Ferner finden die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange die eingehendste Behandlung: Bunt- und Weißstickerei jeder Art, Leinenstickerei in Kreuzstich und verschiedenen doppelseitigen Stichtichen; Näh- und Spitzenarbeit; Spitzenstich in Mull, Batist, Tüll etc.; irische Spitzenarbeit, Durchzug in Tüll, Durchbruch in Leinwand etc.; die verschiedensten Tapissiererei, Strick, Häkel, Frivolitäten, Filet, Filet-Guirlande, Knöpf- und Rahmen-Arbeiten; geklöppelte Spitzen; Blumen aus Papier, Wolle, Federn etc.; Mosaik in Seidenzeug, Tuch etc. und Phantasie-Arbeiten jeder Art.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe, 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Soutache etc., sowie zahlreichen Namens-Chiffren, Monogrammen und ganzen Alphabeten in Kreuzstich- und Weißstickerei.

Die Auflage (in deutscher Sprache) beträgt gegenwärtig 295,000. — Uebersetzungen in französischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, englischer, holländischer, dänischer, schwedischer, russischer, polnischer, ungarischer und böhmischer Sprache erscheinen in weiteren 302,000 Exemplaren zu Paris, Brüssel, Mailand, Madrid, Rio de Janeiro, London, Philadelphia und New-York, im Haag, zu Kopenhagen, Malmö und Stockholm, St. Petersburg, Warschau, Budapest, Jungbunzlau und Prag.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die Expedition der Modenwelt zu Berlin.

PATENT
Besorgung u. Verwertung
J. BRANDT Civil-Ingenieur
Königsgrätz Str. 131. BERLIN W.

Für Männer jeden Alters sehr wichtige Erfindung. Keiglich begutachtet und empfohlen. Brochüre, sowie Prospekt verichist franco verschlossen gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken.
Generalagent Majaffi
in Nürnberg.

Klinik.
vom Staat konz. zur gründlichen Heilung hartnäckiger Haut-, Unterleibs-, Frauenkr., Schwäche, Nervenerkrank., Reigen. Dirigent: Dr. Rosenfeld, Berlin, Friedrichstr. 129. Auch briefl. Prospekte gratis.

So wunderbar nach dem einstimmigen Zeugnisse A. v. Humboldt's, Tschull's, Bonpland's etc. die Kraftleistungen der Coca kauenden Indianer erscheinen, so wirksam bei

Nervenleiden
und Schwächen jeder Art sind die Coca-Pillen III der Mehrerapotheken Mainz, pr. Schachtel 3 M., deren nachhaltige Erfolge leider viele Nachahmungen hervorriefen. Zuverlässige Belehrung über Anwendung und Eigenschaften dieser berühmten Pflanze finden Leidende in Prof. Dr. Sampson's Originalschrift franko gratis. Stuttgart: Hirschapotheke, München: Rosenapotheke, Leipzig: Engelapotheke, Berlin: Blumen- und Schwannapotheke, Lüneburg: Seemannapotheke, Königsberg: Becker's pr. Apoth., Wien: Engelapotheke, Brau: Brunner's Apoth.

150 vorsehied. echte Briefmarken, worunter viele Baritäten v. Costa-Rica, Ecuador, Venezuela, Salvador, Chili, Cap etc. A. 1. 20. A. Pardo, 12 Rotherbaum, Hamburg.

Eine vorzüglich, empfehlenswerthe
Stahlfeder für jede Hand,
d. Grös. zu 2 M. (3 Spitzentheil. EF, F und M.)
Frachtschrift wird erbeten!
Carl Franke, Berlin W.,
Französische Str. 33 d.

Wie beschafft man Patente?
Das Reichspatentgesetz mit Anhang verien- det gegen 25 Pf. Marken
G. Pittmar, Ingenieur u. Patentanwalt,
Berlin, Oranienstr. 1. 773

Neu immittirter Gummi, besser
und billiger Kiechhoff, ge
brauchlich für jedes Geschäft, 9 1/2 Pfund Post-
paket A. 5.75. gegen Nachnahme.
C. F. Mascher Jr., Bremen.

In allen Buchhandlungen zu haben:
100 Volterabendscherze
wie sie sein sollen. Zum Vortrag für einzelne Damen und Herren und zur Ausföhrung von mehreren Versionen, von **Alvensleben**.
Siebte Auflage. — 1 Mt. 50 Pf.
Louis le Petit. Der ganz
Gefährliche, enthaltend 30 Taschenpfeiler-
Räthselchen, 20 Gesellschaftsspiele,
40 Räthsel, 12 humoristische Gedichte.
Siebte Auflage. — 1 Mt. 25 Pf.
Der Mensch und sein Geschlecht
oder Belehrungen über körperliche Anstunde
und Entwicklung des Menschen.
Von Dr. Albrecht. 822
Siebte Auflage. — 1 Mt. 50 Pf.
Erstliche Buchhandlung in Cuedlinburg.

Patente
besorgt u. ver-
werthet in allen
Ländern. Aus-
kunft über jede
Patent-Angelegen-
heit, sowie Ver-
tretung bei Patent-Strei-
tigkeiten. — Prospekt
gratis.
Alfred Lorentz
Civ.-Ing. u. Pat.-Anw.
Patente BERLIN, Linden-Strasse 67.

Herm. Bartels, Bremen,
Kaffee- und Thee-
Verhand-Geschäft,
officirt:
Java-Kaffee . . . 120-130 & per Eib.
Portorico-Kaffee . . . 120-130 . . .
Guatemala-Kaffee . . . 110-120 . . .
Santos-Kaffee . . . 100-115 . . .
Perco-Thee . . . 4 M. 4.50 . . .
Souchong-Thee . . . 2.75 . . . 3.25 . . .
Weiß . . . 22, 27 u. 35 &
Die Preise verstehen sich inkl. Zoll, Porto
und Verpackung, rein netto per comptant.
Preis-courante gratis und franco. 799

PATENT.
technisch u. Bureau
J. Brandt & W. Nawroch
Civil-Ingenieure u. Patent-Anwälte
BERLIN W. Leipziger-Str.

Mineralwasser- & Champagner-Apparate
liefert
Max Henke, Halle a/S.

Giftfreier Haarrestorer,
welcher ergrauten und rothen Haaren ihre ur-
sprüngliche Farbe, braune und schwarze Farbe
nach und nach wiederholt, ohne große Koch-
reitung des lästigen Färbens der Haare, ist zu
haben bei
J. R. Bernhardt,
Braunschweig, Hufschellen 4.
732

Stotternde
werden gründlich geheilt in der Anstalt von
A. Gausmann zu Jßlein
im Taunus. Station der Hess. Ludwigsbahn.
Jahrl. nach beendet. Kur, damit der Klient von
seiner vollständigen Heilung vorher auch selbst
sich überzeugen kann. 733

Friedrich's
pat. Geradenhalter
ist zu empfehlen Do-
men, Herren und Kin-
dern, die eine hohe
Schulter haben.
rückenleidend und
gebüdt gehen und
solchen, denen an
schöner Haltung ge-
legen. Bei Heilung
gen ist das Rücken-
mark unter den Armen
angelegen.
Bezeichnungen gratis
und franco.
Friedr. Friedrich,
Braunschweig.